

Andreas Affolter, Verhandeln mit Republiken. Die französisch-eidgenössischen Beziehungen im frühen 18. Jahrhundert, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2017, 455 S. (Externa: Geschichte der Außenbeziehungen in neuen Perspektiven, 11), ISBN 978-3-412-50717-6, EUR 70,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par

Guy P. Marchal, Basel

Bekanntlich war für die französische Diplomatie nach eigenem Bekunden die Eidgenossenschaft der schwierigste und mühseligste Posten, den ein Botschafter erhalten konnte. Das vorliegende Buch zeigt mit einer überwältigenden Informationsdichte, die in einer kurzen Rezension gar nicht wiedergespiegelt werden kann, warum das so war. Schon die völkerrechtliche Frage in den französisch-eidgenössischen Beziehungen war komplex: Seit dem Westfälischen Frieden von 1648 waren die eidgenössischen Orte und ihre Gesamtheit als souverän anerkannt, was sich in ihrem Recht, Botschafter zu entsenden manifestierte. In der Praxis aber hatten sie alle Mühe, dies gegenüber Frankreich durchzusetzen. Schon im Hofzeremoniell wurde ihnen das Tragen des Souveränitätshutes trotz aller Bemühungen verweigert. Wenn Affolter hier makrohistorisch vor allem auf den epochalen Bedeutungswandel abhebt, so wäre gerade bei Zeremoniellen eine mikrohistorische Perspektive differenzierter ausgefallen. Bei der großen Gesandtschaft von 1663 zeigt sich nämlich, dass den Eidgenossen zeremoniell doch erstaunlich weit entgegengekommen worden ist. Nicht nur wurden die Botschafter mit völlig unüblichen, zum Teil nur dem König zukommenden Ehrbezeugungen bedacht, anlässlich des Allianzeides in der Kathedrale von Notre-Dame mussten auch alle andern anwesenden Botschafter souveräner Staaten auf das Huttragen verzichten. Die mikrohistorische Methode hätte auch einen wirklichen Vergleich mit dem späteren Solothurner Zeremoniell ermöglicht. Aber es ist schon richtig: Die Eidgenossen, da sie eine eindeutige Anerkennung ihrer Souveränität über das Zeremoniell nicht erreichen konnten, verzichteten fernerhin darauf und gestalteten die Beziehung zum König nach dem Modell des Patronats.

Das Problem der Souveränität stellte sich auch bei Rechtsstreitigkeiten einzelner Orte mit der französischen Seite wegen der doppelten Loyalität von Bürgern, die zugleich in französischen Dienstverhältnissen standen. Affolter demonstriert dies mit dem Freiburger Streit um das Soldreglement, dem Stockschlaghandel in Basel und der Solothurner Affäre um La Chapelle. Während die eidgenössischen Orte sich gegen Eingriffe in ihre Autonomierechte mit Händen und Füßen wehrten, beanspruchte die französische Krone in den Einzelfällen eine sich aus der Patronage ergebende Ehrenpflicht zur Protektion der in ihrem Dienstverhältnis Stehenden, was es ihr ermöglichte, sich auf einer anderen Ebenen ohne Verletzung der Souveränität durchzusetzen.

Das Klientel-Patronat-Modell dominierte denn auch die Beziehung zum in Solothurn residierenden Botschafter Dieser sah sich statt eines einzigen Informationszentrums einem polyarchischen System gegenüber, das überdies durch die konfessionelle Spaltung zerteilt war in überaus schwierig zu behandelnde protestantische und wohlgesinnte katholische Orte. Der Botschafter musste also ein weitgespanntes Beziehungsnetz mit Partikularen aufbauen und pflegen, seine Klienten mit öffentlichen und geheimen Pensionen zu Gegenleistungen in Form von politischen Einflussnahmen und Informationen



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

animieren. Das geschah vorwiegend über eine ausgedehnte Korrespondenz, während persönliche Treffen mit Verbindungsleuten aus protestantischen Orten wegen drohender Strafen schier unmöglich waren und nur sporadisch an geheimen Orten stattfanden. Die noch erhaltenen ca. 4200 Briefe von über 200 aus der Eidgenossenschaft stammenden Korrespondenten, die der Botschafter d'Avaray oder sein Botschaftssekretär de La Martinière zwischen 1715 und 1726 erhielten, bilden – neben weiteren Korrespondenzen – die Hauptquelle Affolters. Die mit detektivischem Gespür betriebene Analyse der Praktiken dieser partikularen Kommunikation über das Medium des Briefs stellt eine Glanzleistung dar, die über das Thema der eidgenössisch-französischen Beziehung hinausführt und von allgemeinem Interesse ist. Das betrifft die Wahl der Übermittlungswege – ob Ordinariboten, Fischerpost oder teure Kuriere –, die Affolter anhand der Briefdatierungen und Verkehrspläne rekonstruiert, oder – da die Sendung immer Risiken der Indiskretion in sich barg – die verschiedenen Methoden, mit denen die Korrespondenten ihre Briefe gegen Übergriffe zu schützen suchten – etwa durch Deckadressen, Sendung *sous couvert* oder versteckt in Warentransporten, durch Anonymisierung von Absender und Empfänger oder durch Verstellen der Handschrift. Galten diese Maßnahmen dem Schutz der Personen, so dienten verschiedene Verschlüsselungstechniken, die Affolter auflöst, dem Schutz der Inhalte, zumal sie *arcana* enthielten, auf deren Geheimhaltung besonders Bern und Zürich erpicht waren. Wechselte der Botschafter so musste das mühsam aufgebaute Beziehungsnetz dem Nachfolger zugänglich bleiben. Dafür sorgten die Botschafter durch entsprechende Archivierung, durch mündliche Informationen bei der Ablösung und durch ihre Schlussrelationen. Dabei ging es darum, die Korrespondenzpartner bezüglich ihres gesellschaftlichen und politischen Einflusses und ihrer Vertrauenswürdigkeit zu bewerten. Denn die Botschafter, zumal wenn sie neu waren, wurden auch von höchst zweifelhaften Anbietern angegangen. Affolter zeigt dies am Beispiel des Abenteurers Braconnier.

Die Eidgenossen unterhielten am französischen Hof keinen festen Botschafter. Die gegenseitige diplomatische Vertretung war also ungleich. Sie suchten dieses Handicap durch parallele Kanäle zu beheben situationsgebunden durch den Rückgriff auf ihre Gardeoffiziere in französischen Diensten oder auf Mitbürger, die als Botschafter fremder Staaten in Paris tätig waren. Das suchten die Ambassadeurs zu verhindern und sich allein als »canal ordinaire« zum französischen Hof zu behaupten. Dabei ging es um die Deutungshoheit über die Verhältnisse in der Eidgenossenschaft, da sich die Botschafter durch die Verbreitung abweichender Darstellungen in ihrer Aktivität beeinträchtigt sahen. Gerade d'Avaray sah sich genötigt, gegen die am französischen Hof durch eidgenössische Partikulare betriebenen Intrigen zu seiner Abberufung mit größtem Einsatz zur Wehr zu setzen.

Die Hauptaufgabe d'Avarays war die Erneuerung der Allianz mit allen Orten, mit der die durch die Sonderallianz mit den katholischen Orten von 1715 geschaffene Situation bereinigt werden sollte. Affolter bietet hier die erste genaue Untersuchung der komplexen Verhandlungen, die – als Voraussetzung zur Allianzerneuerung – zu einer Versöhnung der konfessionellen Lager und zur Restitution der nach dem zweiten Villmergerkrieg 1712 den katholischen Orten abgesprochenen Anteile an den Gemeinen Herrschaften führen sollten. Aber gerade in Bern erwiesen sie sich wegen der immer wieder ändernden Parteiungen und politischen Stimmungen als unberechenbar. Auch hier werden sehr quellennah all die Intrigen und Hindernisse, Ratsabstimmungen und Gegeninitiativen dargestellt, mit denen sich d'Avaray eben beim Verhandeln mit Republiken konfrontiert sah. Der Erfolg blieb ihm verwehrt. Erst 1777 kam es zur Allianzerneuerung.

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:
10.11588/frrec.2017.4.43373

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Affolters hochinformatives Buch stellt nicht nur einen grundlegenden Beitrag zur Kenntnis der konkreten Ausgestaltung des Verhältnisses zu Frankreich dar, sondern gibt auch wertvolle Aufschlüsse zu den Verhältnissen in der Schweiz des frühen 18. Jahrhunderts.

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:

10.11588/frrec.2017.4.43373

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Andrew Scott Bibby, Montesquieu's Political Economy, Basingstoke, Hampshire (Palgrave Macmillan) 2016, XIV–229 p. (Recovering Political Philosophy), ISBN 978-1-137-47646-3, USD 110,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par

Skadi Siiri Krause

Montesquieu hat ohne Zweifel viel dazu beigetragen, zentrale Elemente des modernen Verfassungs- und Rechtsstaates zu formulieren – und dennoch gibt es Fragen über die politische Wirkungsabsicht seines Werkes. Autoren wie David W. Carrithers, Annelien de Dijn und Lee Ward haben in letzter Zeit versucht¹, Montesquieu ideengeschichtlich neu einzuordnen, indem sie ihn nicht länger als Liberalen interpretieren², sondern als konservativen Gegner der absoluten Monarchie. Auch Andrew Scott Bibbys Arbeit ist im Rahmen dieses jüngsten wissenschaftlichen Interpretationsansatzes zu lesen.

Der Titel seiner Monographie mag zunächst verwirren. Montesquieu, ein politischer Ökonom? Gewiss, der Aufklärer räumt dem Handel einen zentralen Stellenwert in seinem Hauptwerk ein und diskutiert mit und gegen die führenden Merkantilisten und Physiokraten seiner Zeit die sich aus den neu entstandenen Märkten ergebenden Anforderungen an staatliches Handeln. Dass dies wichtige politische Fragen der Zeit sind, zeigen die Artikel der Enzyklopädie. Besonders erwähnenswert sind die kritischen Beiträge von Louis de Jaucourt und Denis Diderot zur Steuer (*impôt*), Salzsteuer (*impôt sur le sel*) und zum Zwanzigsten (*vingtième*). Den entscheidenden Essay zu dem Thema verfasst unter den Enzyklopädisten jedoch Jean-Jacques Rousseau, der in seiner Abhandlung über die politische Ökonomie die *volonté générale* zum Grundsatz der öffentlichen Wirtschaft und zur Legitimationsgrundlage administrativen Handelns macht. Der Staat habe in seiner Steuerungsfunktion sowohl die Freiheit jedes einzelnen Bürgers, wie die aller zu sichern. Gemeinwohl und individuelle Freiheit müssen für den Autor zusammengebracht werden.

Der Verweis auf Rousseau mag genügen, um anzudeuten, dass Wirtschaft, Handel und Rechtsstaat in den Kreisen der Aufklärer zusammengedacht werden. Bibbys Überlegung, über die politische Ökonomie Montesquieus »De l'esprit des lois« zu entschlüsseln, ist daher ein innovativer Ansatz. Ganz ähnlich Rousseaus interessiert sich Montesquieu wenig für wirtschaftliche Förderprogramme. Sein Fokus liegt auf den rechtlichen und institutionellen

- 1 David W. Carrithers, Democratic and Aristocratic Republics: Ancient and Modern, in: id., David Wallace Michael A. Moscher, Paul A. Rahe, (Hg.), Montesquieu's Science of Politics. Essays on the Spirit of Laws, Lanham u. a. 2001, S. 109–158; ders., Montesquieu and the Liberal Philosophy of Jurisprudence, in: ibid., S. 291–334; Annelien de Dijn, French Political Thought from Montesquieu to Tocqueville. Liberty in a Levelled Society? Cambridge 2008 (Ideas in Context); dies., Was Montesquieu a Liberal Republican?, in: The Review of Politics 76 (2014), S. 21–41; Lee Ward, Montesquieu on Federalism and Anglo-Gothic Constitutionalism, in: Publius: The Journal of Federalism 37/4 (2007), S. 1–27.
- 2 Erst im 20. Jahrhundert wurde Montesquieu überhaupt als Liberaler wahrgenommen. Zu den einflussreichsten Interpreten gehörten Émile Faguet, Thomas Pangle, Raymond Aron, Jesaja Berlin, Judith Shklar, Albert Hirschman, Pierre Manent und Bernard Manin. Montesquieu wurde von ihnen als Begründer einer »freien Verfassung« verstanden, der mit dem System der Gewaltenteilung die Grundlagen des modernen Konstitutionalismus gelegt hatte.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)

Voraussetzungen des freien Handels. So betrachtete er den Handel denn auch nicht als »natürlich«, wie etwa jene Liberalen, die die Wirtschaft zunehmend als selbständige gesellschaftliche Sphäre begreifen, die nicht den Staat untergeordnet werden dürfe. Für ihn ist es absurd zu glauben, dass die Natur selbst die Regeln für den Handel schaffe. Montesquieu besteht darauf, dass die Sicherheiten und Regeln, die der Handel für eine freie Entwicklung braucht, ohne menschliche Gesetze nicht existieren. Doch zugleich ist er auch ein scharfer Kritiker der französischen Wirtschafts- und Fiskalpolitik. Er beanstandet die enge Verbindung privater, wirtschaftlicher und politischer Ziele in der absoluten Monarchie. Und auch der Zentralismus in der Wirtschaftspolitik ist ihm ein Dorn im Auge.

Bibbys Versuch, Montesquieus Werk über die politische Ökonomie zu entschlüsseln, beruht nicht auf der irrigen Annahme, dass Montesquieu in Fragen von Wirtschaft und Handel seiner Zeit weit voraus gewesen wäre und es hier noch eine vernachlässigte Seite des Autors zu entdecken gebe. Vielmehr entdeckt er über die politische Ökonomie einen ganz eigenen Zugang zu seiner politischen Theorie. Bibby verfolgt mit seinem Buch deshalb genau zwei Ziele: Erstens möchte er dem Leser Montesquieus durchaus komplexes Verständnis der ökonomischen Debatten seiner Zeit darlegen. Und zweitens will er dessen Kritik an den zeitgenössischen ökonomischen Theorien mit den anderen Themen in »De l'esprit des lois« verbinden, um so die politische Stoßrichtung dieses Werkes zu entschlüsseln.

Die ersten drei Kapitel seines Buches beziehen sich auf den ersten Zweck. Das erste Kapitel zielt darauf ab, Autoren der politischen Ökonomie zu nennen, die Montesquieus Denken wahrscheinlich beeinflusst haben. Kapitel 2 behandelt das 20. Buch von »De l'esprit des lois«. Montesquieu skizziert hierin Grundsätze seiner politischen Ökonomie, einschließlich der »Ursachen« und »Effekte« des Handels. In Kapitel 3 rückt Bibby die sozio-moralischen Einflüsse des Handels in den Mittelpunkt, wie sie Montesquieu anhand der französischen Monarchie darlegt. Sein kritischer Blick auf die Auswirkungen spezifischer Gesetze zur Regulierung von Wirtschaft und Handel zeigen seine Bedenken hinsichtlich der sozialen Transformation der Gesellschaft und der zunehmenden Verdrängung des Adels aus seinen gesellschaftlichen Machtpositionen. Damit kommt Bibby zur eigentlichen politischen Aussage von Montesquieus Werk. Diese erläutert er in den drei letzten Kapiteln seines Buches. In Kapitel 4 entfaltet er die »Geschichte des Handels«, die Montesquieu im 21. Buch darlegt. Er schildert, wie Montesquieu in dramatischer Weise die Errichtung einer Weltwirtschaft und ihren Niedergang in der Antike beschreibt und erinnert an die wechselvolle Geschichte von Handel und Christentum vom frühen Mittelalter bis zur Neuzeit, wie sie Montesquieu erzählt. In Kapitel 5 baut Bibby die sozio-moralische Perspektive auf den Handel und seine Rechtfertigung bzw. Verurteilung durch die Religionen aus. Schließlich untersucht er in Kapitel 6 die Sicht Montesquieus auf das Eigentumsrecht, die bisher wenig Aufmerksamkeit in der Forschung gefunden hat. Vor allem in diesem Kapitel wird Montesquieu als konservativer Verteidiger der sozialen Ordnung des Ancien Regimes und Kritiker des Absolutismus dargestellt.

Bibbys Buch ist eine beeindruckende Studie. Sie bietet detaillierte biografische Details, beleuchtet wichtige intellektuelle Kontexte und bietet weitreichende Einblicke in Montesquieus politische Ökonomie, auch wenn wichtige Teile, etwa seine Kritik an der französischen Finanz- und Fiskalpolitik, weitgehend ausgeblendet werden. Montesquieu ist für Andrew Scott Bibby ein politischer Ökonom, nicht weil er die destruktiven und schöpferischen Kräfte des Handels erörtert, sondern weil er die komplexen Zusammenhänge von Gesellschaft, Moral, Religion und Handel darlegt.

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:
10.11588/frrec.2017.4.43374

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Dörthe Buchhester, Die Familie der Fürstin. Die herzoglichen Häuser der Pommern und Sachsen im 16. Jahrhundert: Erziehung, Bücher, Briefe, Frankfurt a. M. (Peter Lang Edition) 2015, 341 S., 9 s/w Abb. (Medieval to Early Modern Culture/Kultureller Wandel vom Mittelalter bis zur Frühen Neuzeit, 15), ISBN 978-3-631-66083-6, EUR 64,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par

Indravati Félicité, Paris

Ce livre issu de la thèse de doctorat soutenue par Dörthe Buchhester devant l'université de Greifswald, est consacré à l'action et à la situation de princesses de maisons du nord et de l'est de l'Empire au début de l'époque moderne. L'auteure ancre son ouvrage dans le champ des études de genre ainsi que dans celui des recherches sur «la famille princière» au-delà de l'histoire dynastique traditionnelle, même si ce sont bien deux lignages princiers, les Greifen de Poméranie et les Ernestins de Saxe, qui forment le cadre de l'analyse. C'est donc la princesse en tant qu'actrice sociale et comme vectrice culturelle qui est au cœur de ce livre.

L'introduction établit de manière stimulante les liens entre l'histoire du genre et l'approche sociologique. La thèse a du reste vu le jour dans le cadre d'un projet é par la Deutsche Forschungsgemeinschaft intitulé «Transferts culturels dans les cours princières allemandes au tournant du Moyen Âge et de l'époque moderne». On comprend dès lors les deux ambitions principales de ce travail: non seulement rendre compte des changements à l'œuvre à cette époque charnière, en déplaçant la perspective vers le cas particulier de princesses «réformées», mais aussi croiser de manière dynamique les apports récents de l'histoire du livre, de la lettre et de l'écrit en général, pour enrichir l'histoire culturelle de la cour, qui a été renouvelée en profondeur ces dernières années. Les implications politiques de la place qu'occupent les femmes dans les alliances entre les lignages protestants après la défaite de Mühlberg (1547), ne sont pas éludées. L'auteure éclaire ainsi, à partir du genre, certains aspects oire du nord de l'Empire, notamment la manière dont la branche ernestine parvient à surmonter la perte de la dignité électoral et le rôle des stratégies matrimoniales dans la recomposition des équilibres au sein du camp protestant après le démantèlement de la Ligue de Smalkalde. L'objectif est de démontrer que les liens familiaux, et plus particulièrement le noyau familial restreint, jouent à partir du XVI^e siècle un rôle central dans les transferts culturels et l'éducation des enfants, tout en mettant en lumière le rôle spéci emmes dans cette évolution. Une place importante est consacrée à l'action de Marie de Saxe (1515–1583), épouse du duc Philippe I^{er} de Poméranie, à travers ses lectures et sa correspondance. D'autres princesses font l'objet d'analyses poussées, notamment la demi-sœur du duc Philippe I^{er}, Georgia Posthuma (1531–1573), eorges de Poméranie et de sa seconde épouse Marguerite de Brandebourg (Philippe I^{er} étant issu du premier mariage de Georges).

L'analyse s'organise autour de deux thèmes centraux. Ce sont dans un premier temps l'éducation et les lectures de la princesse qui sont étudiées. La période envisagée offre à ce titre un terrain d'observation particulièrement propice car elle voit l'établissement de la première bibliothèque ducale à la cour de Poméranie, un type d'espace fortement marqué par l'emprise et la



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)

présence des femmes. Dans un deuxième temps, la princesse apparaît comme actrice, par sa correspondance, de la communication entre les cours. Le lecteur est donc invité à considérer la princesse tour à tour comme lectrice et comme épistolière, deux postures qui, ainsi mises en regard, confèrent à cet ouvrage une grande cohérence.

De nombreux éléments de la première partie renouvellent l'approche de la lecture et des bibliothèques; nous ne pouvons en citer que quelques-uns ici. Ainsi, l'expression «bibliothèque de famille», particulièrement parlante, permet à l'auteure d'identifier subtile les usages et les usagers d'une bibliothèque ducale. Au-delà de la valeur symbolique du livre dans la société de cour allemande et protestante du XVI^e siècle, ce sont également la matérialité et le maniement de l'objet qui apparaissent, ainsi lorsqu'un ouvrage est commandé sur papier à l'exemplaire sur parchemin déjà présent dans la bibliothèque. L'éducation occupe selon l'auteure une place de choix dans les usages du livre à la cour poméranienne. La formation de la princesse dans les appartements réservés aux femmes (*Frauenzimmer*) est également étudiée dans cette première partie qui accorde une grande importance aux lieux de vie et de formation des femmes de la cour, le chapitre consacré à l'éducation des ducs offrant un contre-point particulièrement opportun dans la perspective de l'histoire du genre. À la cour de Poméranie, les compétences de base (lecture, écriture, catéchisme) sont acquises sans distinction de genre et dans les appartements des princesses avec une nouveauté importante dès le XVI^e siècle: tous les enfants doivent savoir écrire.

Les écrits analysés dans un deuxième temps sont avant tout de nature épistolaire; ils éclairent d'un jour original les contacts entre la Poméranie, la Saxe et la principauté d'Anhalt au XVI^e siècle. La présence d'une correspondance relativement importante des deux épistoliers que sont Marie de Saxe et Georgia Posthuma permet des comparaisons et un examen fondé sur les thèses de Niklas Luhmann: la correspondance entre Georgia et sa mère Marguerite de Brandebourg, notamment, est présentée comme fondant un système de communication lui-même producteur de «connexion», qui permet à chaque correspondant d'agir en vue de la conservation du lien, et ce à la faveur de chaque acte épistolaire. Cette approche a le mérite de souligner l'importance des attentes partagées dans la communication épistolaire tout en éclairant les inférences d'acteurs qui lui extérieures, comme par exemple lorsque le duc Philippe, qui s'oppose formellement à toute visite de Marguerite à Georgia, impose ses règles à la correspondance entre mère et fille, bien conscient que cet échange est potentiellement un lieu de contestation de son pouvoir. La relativisation d'une étude uniquement «informatrice» de la correspondance, désormais largement admise parmi les historiens, est fréquemment soulignée par l'auteure qui offre une typologie détaillée des fonctions de la lettre. Sans nier les apports de ces développements, on peut se demander si une telle approche n'appauvrit pas la démonstration en réduisant la communication épistolaire à un système dont les buts ne seraient rien d'autre que la communication elle-même.

La structure claire de ce livre par ailleurs bien écrit permet une lecture agréable. Le goût pour les sources et la capacité de l'auteure à en insérer l'interprétation dans des paragraphes ont de cet ouvrage une contribution importante à l'histoire de la cour et du genre, avec des apports multiples dans des domaines tels que l'histoire de la famille, celle du livre, celle de la communication et celle de l'épistolarité.

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:
10.11588/frrec.2017.4.43375

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Mathilde Chollet, Être et savoir. Une ambition de femme au siècle des Lumières, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2016, 302 p. (Histoire), ISBN 978-2-7535-5125-1, EUR 22,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par

Claudia Opitz-Belakhal

Der Titel des Buches ist eher nichtssagend, doch das Buch hat es durchaus in sich. Es ist ein gelungener Versuch, die persönlichen und intellektuellen Ambitionen einer um die Mitte des 18. Jahrhunderts lebenden Landadligen, Madame de Marans, geborene Henriette-Marie-Francoise Edme, aufzuzeigen und sie in den Kontext sozialer und v. a. kultureller Strömungen der Zeit zu stellen. Das Ziel der Verfasserin ist es, einen Beitrag zur Geschichte weiblicher Handlungsmöglichkeiten in dieser Zeit zu leisten, ausgehend von Überlegungen zur Mikrogeschichte, wie sie Giovanni Levi als einer ihrer wirkungsvollsten Vertreter schon in den 1980er Jahren angestellt hat, dass nämlich gerade Einzelschicksale sehr viel Aussagekraft haben für makrohistorische Zusammenhänge, sei dies im Positiven, sei dies im Negativen, also kritisch gegenüber der »großen Erzählung«. Hier ist die »große Erzählung« die vom Ausschluss der Frauen aus der Gelehrtenwelt der Aufklärung und aus der Sphäre der politischen Entscheidungen im Frankreich des 18. Jahrhunderts.

Madame de Marans, die »ambitionierte« Zeitgenossin Montesquieus, Voltaires und Rousseaus, deren Werke sie kannte und las, hat eine Reihe von Selbstzeugnissen und Briefkorrespondenzen hinterlassen und 1758 sogar einige ihrer Reflexionen – anonym – unter dem Titel »Pensées errantes« veröffentlicht, denen sie mit den daran anschließenden »Lettres d'un Indien« einen Briefroman im Stile von Montesquieus »Lettres persanes« folgen ließ. Dass dieses Werk lange einer anderen »ambitionierten«, aber längst vergessenen Autorin, einer gewissen Madame de Bénouville zugeschrieben wurde, zeigt nur umso mehr, wie wenig außergewöhnlich die belesene Madame de Marans tatsächlich war, die zwar in Paris das Licht der Welt erblickte, aber ihr recht langes Leben fast ausschließlich auf den Familiengütern nahe Vendôme verbrachte. Immerhin siedelte einer ihrer jüngeren Brüder auf der Suche nach einem auskömmlichen Leben in die westindischen Kolonien über, wo er es tatsächlich zu einigem Reichtum brachte und von wo er mit seiner Schwester eine umfangreiche Korrespondenz führte, die ihrerseits die Basis für die »Lettres d'un Indien« bildeten. Eine andere wichtige Briefpartnerin war seine Tochter, Pascalitte Edme de Rouaudières de Vanssay, die Madame de Marans aufzog, in ihrem regionalen Bekanntenkreis verheiratete und mit der sie fast täglich über die kleinen und großen Dinge des Lebens korrespondierte. Sie war es wohl auch, die dafür sorgte, dass die zahlreichen Schriftstücke und Selbstzeugnisse Madame de Marans erhalten blieben, im Gegensatz zu denen vieler anderer Frauen des 18. Jahrhunderts, die aus Gründen der Schicklichkeit häufig den Flammen und damit dem Vergessen übereignet wurden.

In systematischer Kleinarbeit legt Mathilde Chollet zunächst die Familiengeschichte der Edme wie auch die der de Marans offen und stellt die Rahmenbedingungen des landadligen Alltags im Vendômois dar, in denen Madame de Marans ihr eher unspektakuläres Leben verbrachte. Doch ist dies nur die Bühne, der materielle Hintergrund gleichsam für das, was die Verfasserin weit mehr interessiert, nämlich die Erziehung und Bildung der Frauen der »petite noblesse provinciale« des 18. Jahrhunderts und deren Interessen und



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0/)

Ambitionen. Wie hat Madame de Marans sich die Kenntnisse und Fähigkeiten verschafft, Tagebuch zu schreiben und dort die verschiedensten Themen – Literatur, Wissenschaften, Medizin, Politik usw. – zu behandeln? Und was hat sie dazu motiviert, was hat sie sich davon versprochen und erwartet? Dieser Hauptfragestellung entsprechend gliedert sich der Band in drei Teile: Im ersten Teil steht die Frage im Mittelpunkt »Comment les savoirs viennent aux femmes?«, im zweiten geht es um die Suche nach der eigenen Position und Identität der Tagebuchschreiberin: »Journal et identité, da la quête personnelle à la revendication sociale«, und im dritten Teil schließlich um eine Einordnung der Beobachtungen in das »große Ganze«: »Les choix d'une ambitieuse? L'admirable normalité de Madame de Marans«.

Tatsächlich zeigen bereits die Ausführungen im ersten Teil, dass zwar die Erziehung im Frauenkloster bzw. in der Klosterschule der Ursulinen auch im Vendômois vor allem in den gesellschaftlichen Eliten üblich war – ähnlich, wie auch die Knaben in die Jesuitenkollegien geschickt wurden –, und dass religiöse Inhalte dem Lehrplan ebenso angehörten wie etwa »weibliche Handarbeiten«, v. a. das Sticken. Jedoch gab es durchaus auch alternative Bildungsangebote und -möglichkeiten, die sich jedoch eher für Autodidaktinnen empfahlen, wie es Madame de Marans selbst eine war, die sich in ihren autobiografischen Texten als ebenso hingebungsvolle wie neugierige Leserin erweist. Sie war im Übrigen der Meinung, das Kloster sei der Ort, an dem »toutes les erreurs qui entachent l'éducation des jeunes filles« begangen würden und zog diesem andere Bildungsmöglichkeiten, etwa durch Privatunterricht vor. Insgesamt zeigt sich jedoch auch in ihrer Korrespondenz die von der Forschung bereits konstatierte Tendenz, den Kindern gleich welchen Geschlechts eine möglichst gute Erziehung angedeihen zu lassen: »L'éducation est un programme familial, mais aussi un programme social, qui ne vise rien moins que le bonheur des individus formés: c'est un système dans le goût de l'époque, jouant sur les réseaux et la mise en valeur des atouts familiaux (S. 42).

Denn weniger als um formale Bildung geht es hier um die Fähigkeit, sich in Gesellschaft gut benehmen und mitreden zu können. Tatsächlich ist die *conversation* denn auch »la source et la finalité des journaux personnels de Mme de Marans« – und lässt sich damit als Praxis der individuellen wie v. a. auch der kollektiven Identitätsbildung beschreiben, wie die Verfasserin im zweiten Teil deutlich macht. Das erklärt letztlich sowohl die häufig wenig tiefgehenden und eklektizistischen Überlegungen und Reflexionen der Tagebuchschreiberin ebenso wie ihr Interesse an den großen tagespolitischen Ereignissen und Skandalen: Die Auflösung des Pariser Parlaments und das Exil der Parlamentarier in die Provinz (auch im Vendômois) oder das Verbot und die Vertreibung des Jesuitenordens aus Frankreich 1762: »Mme de Marans est une compilatrice; lorsqu'elle extrait, elle n'a pour seules ambitions que celles de se cultiver et se distraire utilement« (S. 192).

Und tatsächlich sind der Antiklerikalismus der Mme de Marans ebenso wie ihre literarischen Ambitionen in den Augen der Verfasserin weniger Ausweis einer individualisierten Weltsicht, sondern zeugen eher von der »admirable normalité de Mme de Marans« (S. 205). In vieler Hinsicht lassen sich nämlich die Äußerungen und Vorstellungen, aber auch die Alltagspraktiken, die Madame de Marans in ihren Tagebüchern beschreibt, mit denjenigen anderer Frauen – und Männer! – ihrer Zeit und ihrer sozialen Schicht vergleichen, oder genauer, es ist gerade die konsequente Kontextualisierung aller Bemerkungen und Beobachtungen, die erst diese »admirable normalité« der Protagonistin erkennen lassen und erklären helfen.

So bietet die vorliegende Studie denn in der Tat die unschätzbare Möglichkeit, mit den Ambitionen und Schreibpraktiken einer französischen Landad-

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:
10.11588/frrec.2017.4.43376

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)

ligen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts auch ein höchst differenziertes Bild der französischen Gesellschaft der Zeit zu erhalten. Dass dieses Bild sehr viel weniger von Geschlechterdifferenzen, als von sozialen Differenzierungen geprägt ist, dafür ist das vorliegende Buch ein ausgezeichneter Beleg – und dass es auch noch sehr gut lesbar, anschaulich und überzeugend argumentiert ist, erhöht seinen Wert noch zusätzlich!

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:
10.11588/frrec.2017.4.43376

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Udo Di Fabio, Johannes Schilling (Hg.), Die Weltwirkung der Reformation. Wie der Protestantismus unsere Welt verändert hat, München (C. H. Beck) 2017, 213 S., 9 Abb., 2 Kt. (C. H. Beck Paperback, 6261), ISBN 978-3-406-70078-1, EUR 16,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par

Thomas Maissen, Paris

Der anzuzeigende Sammelband hat unaufdringlich-offiziellen Charakter. Die Bundesrepublik begeht das Reformationsjubiläum bekanntlich als »Lutherdekade« und hat dazu einen 24-köpfigen wissenschaftlichen Beirat mit illustren Namen berufen. An dessen Spitze steht ein Katholik, der ehemalige Verfassungsrichter Udo Di Fabio; er ist mit dem Kieler Kirchenhistoriker Johannes Schilling der Herausgeber von Aufsätzen, die untersuchen, »wie der Protestantismus unsere Welt verändert hat«. Dazu hat der Bundestag schon 2011 den Weg gewiesen, als er die Reformation in einer parteienübergreifenden EntschlieÙung zu einem »Ereignis von Weltrang« erklärte. Über die Notwendigkeit solcher erinnerungspolitischer Signale kann man unterschiedlicher Meinung sein. Jedenfalls zeigt Ulrike Jureit in ihrem Beitrag, der den Band beendet, wie die Aktualisierungsbemühungen von heutigen Politikern und Werbetextern, aber auch von Kirchenvertretern von der Reformationszeit und ihren Botschaften wegführen, deren Fremdheit und Zumutungen Gefahr laufen, in einem wohlmeinenden Reden über Freiheit und Toleranz unterzugehen.

Mit »unserer Welt« im Untertitel ist implizit die deutsche gemeint, denn fast alle Beiträge fokussieren auf Mitteleuropa. Unvermeidlich darüber hinaus geht allein Dorothea Wendebourgs Beitrag über die »weltweite Verbreitung des Protestantismus«. Sie korrigiert den Kapiteltitle gleich selbst dahingehend, dass – anders als beim Katholizismus – nicht so sehr die eigene Konfession exportiert und Einheimischen auferlegt wurde, sondern protestantische Gläubige selbst, die – deutlich später als bei den iberischen Kolonialmächten – ab dem 17. Jahrhundert in nichtchristliche Regionen gelangten, ohne diese notwendigerweise zu missionieren. Das passierte erst seit dem 18. Jahrhundert im ersten und zweiten »Great Awakening« der Freikirchen in Nordamerika, die sich programmatisch an Schwarze und Indianer wandten. Eine eigentliche protestantische Missionswelle gab es erst im 19. Jahrhundert, als im englischen und deutschen Sprachraum sowie in Skandinavien zahlreiche Missionswerke entstanden.

Der gegenwärtig beste und produktivste Kenner der Reformationsgeschichte, Thomas Kaufmann, gibt einleitend einen klaren und gut verständlichen historischen Überblick über das Ereignis und erinnert eingangs auch an den nationalstaatlichen Missbrauch des Reformationsgedenkens in den letzten beiden Jahrhunderten. Wie so oft, wenn das Wort »zweifellos« verwendet wird, kann man Zweifel anbringen, ob der Erfolg der Bewegung tatsächlich davon abhing, dass das Wormser Edikt gegen Luther selbst nicht durchgesetzt werden konnte: »Wäre er exekutiert worden, wäre dies zweifellos das Ende der Reformation gewesen« (S. 43). Das Hussitentum kam mit dem Feuertod von Jan Hus auch nicht an sein Ende, obwohl der Buchdruck für die Verbreitung der Lehre noch nicht zur Verfügung stand. Und als Luther nach dem Wormser Reichstag auf der Wartburg und damit von der Bühne verschwand, nahm die



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Bewegung weiter ihren Lauf. Wohl wirkten Karlstadt, die Zwickauer Prediger, Zwingli und andere süddeutsche Reformatoren nicht im Sinne Luthers, aber gerade die eigenständige und weitreichende Art, wie sie seine Impulse im polyzentrischen Reich weiterentwickelten, zeigt die frühe Eigendynamik der reformatorischen Bewegungen, die weniger von ihrem Vordenker als von weltlichem Schutz abhing. Auf diesen konnten viele Reformatoren in den Städten und bald schon bei Fürsten zählen, welche das landesherrliche Kirchenregiment aus guten theologischen ebenso wie materiellen Gründen anstrebten.

Auch Stefan Rhein formuliert mit der Schlussthese »Ohne Wittenberg keine Reformation!« kontrafaktische Überlegungen: Gerade die Überschaubarkeit der lokalen Verhältnisse habe es erlaubt, alle wesentlichen Akteure in das gemeinsame Anliegen einzubinden. Ähnlich atmet Thomas Södings Beitrag über die Lutherbibel die herkömmliche »Pulverfasstheorie«, für die Luthers individuelles Wirken entscheidend dafür gewesen sei, dass die korrupte alte Kirche in die Luft geflogen sei. Auch hier könnte man die Vielfalt der Bewegung betonen: Gewiss wirkten die ersten Teile von Luthers Bibelübersetzung etwa auf die Zürcher Reformatoren, doch überholten diese die Wittenberger, sodass 1529 alle Bücher auch des Alten Testaments vorlagen und 1531 in der ersten gedruckten Vollbibel der Reformation bei Froschauer erschienen.

Über den theologischen Reformwillen hinaus stellt sich die Frage nach der »Weltwirkung« der Reformation vor allem insofern, als sie immer wieder und auch in diesem Buch als Voraussetzung der Moderne gesehen wird. Christoph Strohm betont im Bereich der Jurisprudenz die Vorreiterrolle der lutherischen und vor allem reformierten Protestanten gegenüber den Katholiken, für die eine Ausdifferenzierung der juristischen aus der theologischen und moralischen Sphäre weit schwieriger war – zumal an den dominierenden jesuitischen Universitäten. Udo di Fabio sieht die Selbstbindung (an eine Methode und konkret an das Prinzip »sola scriptura«) als Bedingung für die Freiheit von herkömmlichen Autoritäten. Das habe die Reformation vorgemacht, sei aber auch sonst für die Neuzeit typisch.

Detlef Pollack konfrontiert den reformatorischen Bruch in seiner Deutung als emanzipatorischen Fortschritt hin zu individueller Freiheit (Trutz Rendtorff) und als dekadente Fragmentierung der mittelalterlichen christlichen Einheit (Brad Gregory). In seinem ausführlichen Vergleich mit dem Mittelalter datiert Pollack den entscheidenden Wandel zur Moderne in Aufklärung und Sattelzeit, erkennt aber wichtige Impulse (»sola fide«, Freiheit des Gewissens) für die Ausbildung einer Individualität an, die sich von weltlich-religiösen Autoritäten zu lösen verstand. Etwas anachronistisch wirken Pollacks Zweifel daran, dass Pluralisierung und ein religiöser »Markt« durch die Glaubensspaltung ebenfalls einen mächtigen Schub erlebt hätten. Das musste ja keineswegs als »Arena eines freien Wettbewerbs« (S. 107) geschehen: Die unfaire und oft auch unfriedliche Konkurrenz von Reichsständen unterschiedlicher Konfession, mit Theologen und Universitäten, führte ein völlig neuartiges Moment der Binnendifferenzierung ein. Erst recht geschah dies beim Zerfall des Abendlands in eine europäische Staatenwelt, in der England oder Schweden ebenso klar und exklusiv konfessionell verortet waren wie die Habsburger in Spanien und Österreich und viele andere mehr.

Dieser Sammelband will und kann trotz seinem ambitiösen Titel nicht ein Handbuch darstellen, sodass es unziemlich wäre, auf Lücken hinzuweisen. Er begleitet auf wissenschaftlichem Niveau und dennoch zumeist allgemeinverständlich einen kirchlichen und staatlichen Gedenkreigen und dokumentiert damit auch selbst das Spannungsverhältnis, in dem solche Veranstaltungen unweigerlich stehen. Als Hinführung zur Reformation und zum Gedenken daran ist das Buch allemal geeignet.

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:
10.11588/frrec.2017.4.43377

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0/)

Axel Gotthard. Der Dreißigjährige Krieg. Eine Einführung, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2016, 390 S., 3 Abb., 4 Kt. (UTB, 4555), ISBN 978-3-8252-4555-9, EUR 24,99.

rezensiert von | compte rendu rédigé par

Peter H. Wilson, Oxford

The Thirty Years War was one of the most destructive and complex conflicts in European history. Rendering it comprehensible within the format of a relatively short book is no easy task. Perhaps inevitably, most attempts to provide concise, accessible interpretations have oversimplified the events and issues, and present the war as either a pan-European struggle against Habsburg hegemonic pretensions, or as more geographically-contained, but nonetheless violent »German« war. Cutting across these two geographical perspectives are those variously emphasising religion and politics. Finally, there is the question of the scale and scope of the fighting changed between 1618 and 1648. The classic interpretation argues that the war was over religion and was the inevitable consequence of the supposed failings of the Peace of Augsburg of 1555. The Defenestration of Prague was the spark that ignited a conflict which expanded from its original Bohemian starting point to spread across Germany and then beyond as other countries were drawn in. Usually, religious issues are regarded as having faded around 1635 when the war, in this conventional approach, is thought to have become a general European power struggle. The supposed secularisation of the contested issues is usually considered an important factor facilitating the termination of the war in the Peace of Westphalia in 1648.

In what is explicitly presented as a »Studienbuch«, Axel Gotthard offers his own distinctive interpretation of the war. Central to this is his argument that the war was a confessional conflict in the Holy Roman Empire. This leads him to reject the conventional view of the war expanding outwards in concentric circles to become a European conflict, though he does note the growing significance of foreign involvement after 1635. Otherwise, his chronology remains broadly conventional, with the thirty-year timespan subdivided into the familiar phases, each associated with a principal belligerent: an initial Bohemian phase from 1618 to 1620, a Palatine phase 1621–1624 when the war moved to the Rhineland, a Danish phase 1625–1629 with that country's intervention in northern Germany, a Swedish phase opening with Gustavus Adolphus' intervention in 1630, and finally an extended Franco-Swedish phase 1635–48 once France openly backed Sweden against the emperor.

Like most historians, Gotthard identifies the problematic Peace of Augsburg as a root cause of the war, but his interpretation diverges considerably from the usual catalogue of ambiguous terms which became increasingly contentious around 1600. Instead of simply being flawed, the peace was ahead of its time (p. 15) in attempting a secular political peace at a time when truth was still regarded as singular, and any attempt at toleration was considered to jeopardise inhabitants' salvation. The various confessional parties expressed their arguments in legalistic terms, because this was fundamental to all political behaviour in the Empire, but, Gotthard argues, they were primarily using constitutional arguments to advance their exclusive claims to religious truth (p. 58). This approach did not represent a conscious or cynical manipulation of the constitution for religious ends. Rather, it sprang from contemporaries' fear that political or legal concessions endangered their souls. Gotthard gives



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

due consideration to other factors, such as the incapacity of Emperor Rudolf II, as well as the clash between the Habsburgs' proto-absolutist conception of monarchical rule in their own lands, and the Estates-based mixed monarchy advocated by the majority of the nobility. However, throughout it is confession that assumes the leading place in explaining why the various actors were repeatedly incapable of resolving their differences peacefully.

There are passages where the stress on confession is contradicted by the admission that no one was prepared for such a war, and that many repeatedly took steps to avoid it, and then to end it once it had begun, or at least prevent its further spread (p.54, 73–74, 79–81, 89–94, 310–311). It is also arguable whether the term »outliers« (»Grenzfälle«) is appropriate for the continual tensions within confessional groupings, such as between the Habsburgs and Bavaria, as well as cross-confessional cooperation, such as between Saxony and the emperor. These were structural features of the war, rather than simply exceptions to an otherwise solidly confessionalised situation.

The work is divided into five chapters, with the first advancing the argument that this was a confessional war. The second examines the period 1618–1629 in a broadly chronological approach. The third offers a thematic survey of how the war was fought and sustained, as well as some brief comments on how it affected daily life and how it was perceived by ordinary people. The chronological discussion resumes in the fourth chapter covering the period from the Swedish invasion of 1630 into the later 1640s. The final chapter concentrates on explaining why it took so long to make peace, as well as engaging briefly in the debates on the wider historical significance of the Peace of Westphalia. Throughout, Gotthard's writing is lively and ideally suited to his stated purpose of engaging students who have little or no prior knowledge of the period. The deliberate decision not to discuss historiography in any length, together with the idiosyncratic bibliography mainly restricted to the author's own works detract somewhat from the book's utility as a text book. However, the repeated discussions of why peace proved so elusive are very well-handled and strengthen the book considerably by providing a second theme alongside the emphasis on confession.

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:
10.11588/frrec.2017.4.43378

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Thomas Lau, Helge Wittmann, Gérald Chaix (Hg.), Reichsstadt im Religionskonflikt. 4. Tagung des Mühlhäuser Arbeitskreises für Reichsstadtgeschichte. Mühlhausen 8. bis 10. Februar 2016, Petersberg (Michael Imhof Verlag) 2017, 400 S., zahlr. Abb. (Studien zur Reichsstadtgeschichte, 4), ISBN 978-3-7319-0457-1, EUR 29,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par

Wolfgang Wüst, Erlangen

Der im thüringischen Mühlhausen – genauer gesagt im dortigen von Helge Wittmann geleiteten Stadtarchiv – beheimatete, interdisziplinäre und internationale Arbeitskreis für Reichsstadtgeschichte legte in seiner vierten Veröffentlichung seit Bestehen wiederum eine für die Urbanistik und die Reichsgeschichte in Teilen wegweisende Publikation vor. Im Jahr 2017 der kulminierenden Reformationsjubiläumspublizistik musste auch diese Veröffentlichung ihr eigenständiges Profil klar zeigen und reichsstädtische Spezifika deutlich artikulieren. Im Vorwort hätte deshalb der geeignete Leser besser mehr erfahren zu den konkreten Zielen des Arbeitskreises im Kontext europäischer Stadtgeschichtsforschung und über die Förderkriterien der Friedrich-Christian-Lesser-Stiftung, die erneut sowohl die Tagung als auch die Publikation finanziell maßgeblich unterstützte. Stattdessen erscheint im Vorwort ein Memorandum zum Tod des 2016 verstorbenen, verdienten Hamburger Archivars und Historikers Dr. Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt. Nachrufe handelt man besser nicht im Vorbeigehen in einem Vorwort ab!

Die 2016 stets zur Faschings-/Karnevalszeit vorausgehende Tagung hatte sich nach der Konzeption ihrer Organisatoren zum Ziel gesetzt, die Frage zu klären, wie sich gerade in Reichsstädten mit ihren besonderen Verfassungs- verhältnissen religiöse Pluralität in religiöse Dissonanz und schließlich zu religiösen Konflikten wandeln konnte. Der Wandel sakraler Pluralitäts- bzw. Homogenitätsvorstellungen des 16. (und 17.) Jahrhunderts war zu analysieren und »diachron« im Erfahrungskontext zu beschreiben. Letzteres wurde keineswegs von allen Autorinnen und Autoren eingelöst; zeitlich am Weiteren holte Andrea Rotte in ihrem Beitrag zur Parität in der schwäbischen Reichsstadt Biberach 1649 bis 1825 (S. 315–362) aus.

Der französische Historiker Gérald Chaix (»Reichsstadt und Konfession«, S. 125–138), der bis 2002 an der Universität François-Rabelais in Tours lehrte und das dortige renommierte Centre d'études supérieures de la Renaissance leitete, erfüllte die Erwartungen der Leserschaft mit Blick auf die spezifisch städtische Prägung der europäischen Konfessionsentwicklung am ehesten. Dort wurde all das angesprochen, was man auch in der Vorbemerkung des im helvetischen Fribourg lehrenden Thomas Lau (»Reichsstadt im Religionskonflikt«, S. 9–20) statt eines archäologischen Grabungsberichts (S. 9) in dem nordöstlich der türkischen Stadt Şanlıurfa gelegenen Wallfahrtsort Göbekli Tepe gerne erfahren hätte. Der Bogen wird bei Chaix von Arthur G. Dickens viel zitiertem Statement »The German Reformation was an urban event« über Bernd Möllers »Reichsstadt und Reformation« bis hin zu den Konfessionsklassikern aus der Feder von Wolfgang Reinhard und Heinz Schilling gespannt. Reichsstädte erscheinen dabei als »Versuchslabore« der Konfessionalisierung. Inhaltlich flankiert wurde Gérald Chaix' Beitrag vom Altmeister der Reformations- und Konfessionsgeschichte Wolfgang Reinhard (»Reichsstadt und



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)

Reformation«, S. 101–110), der nochmals betonte, Arthur G. Dickens' Formel von 1974 – »die deutsche Reformation war ein städtisches Ereignis« – sei gut begründet gewesen.

Greifen wir einige lohnende Aspekte der Neuerscheinung heraus. Zur lange vernachlässigten Kontinuitätsthese zwischen den spätmittelalterlichen Kirchenreformen und der Reformation, die der emeritierte Erlanger Kirchenhistoriker Berndt Hamm wiederholt anmahnte, nehmen im Band überraschend wenige Autoren Stellung. Zu den Ausnahmen zählen hier Andreas Willershausen (»Die Reichsstädte der Wetterau im Zeitalter der Hussitenkriege, 1419–1431 – Religiöse und militärische Aspekte«, S. 43–76) und Ingrid Würth (»Reichsstadt und Häresie im Spätmittelalter«, S. 77–100). Flankiert wurden die Epochenzäsur (Mittelalter, Neuzeit) verbindenden Beiträge durch die Einbeziehung des Spannungsfeldes zwischen jüdischen Gemeinden und den reichstädtisch-christlichen Handels- und Kirchengemeinschaften. Für die jüdische Gemeinde in der Reichsstadt Heilbronn, die seit 1050 nachweisbar ist, verdeutlichte dies Christian Schrenk (»Juden in der Reichsstadt Heilbronn«, S. 21–42). Zum Genius loci, dem von schweren Auseinandersetzungen in der Reformationszeit geprägten Mühlhausen, dessen Rat dann endlich 1577 die lutherische Konkordienformel unterzeichnete und dessen Größe mit circa 10 000 Einwohnern Ende des 15. Jahrhunderts durchaus beachtlich war, präsentiert der Band zahlreiche neue Aspekte. Dazu zählen im Kern die Überlegungen von Helge Wittmann (»Cujus corpus in hanc incorruptus inter Heterodoxos sub humo latitat Mühlhusii – Der hl. Hermann als katholischer Erinnerungsort in der protestantischen Reichsstadt Mühlhausen«, S. 253–287) und die von Thomas T. Müller (»Frühreformation und Bauernkrieg – Die Thüringer Reichsstädte Nordhausen und Mühlhausen im Vergleich«, S. 161–176).

Es ist das berechtigte Anliegen des Arbeitskreises, die gerade von der Landesgeschichte stets eingeforderte Komparatistik auch für die Städtelandschaft im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation zu instrumentalisieren. Zur politischen Städtelandschaft zählten neben den Reichsstädten die vor allem im »königsfernen« Norden verbreiteten Freien Städte. Für Westfalen exemplifizierte dies Werner Freitag (»Autonomiestädte und Reich im Zeitalter der Reformation – Das Beispiel Westfalen«, S. 111–124). Ferner gab es in diesen Städten eine auch konfessionspolitisch hinterlegte Streitkultur über die Frage, welche reichsunmittelbaren Klöster und Stifte aus dem Rats- und Steuerverbund ausscherten. In dieser Frage wurden vermehrt das Reichskammergericht und der Reichshofrat zur Urteilsfindung angerufen, so auch in Essen. Christian Helbich (»Reichsunmittelbarkeit und ius reformandi im Reichskammergerichtsprozess zwischen dem Stift und der Stadt Essen 1568–1670«, S. 225–252) verwies darauf für Stadt und Stift Essen, dessen Äbtissin Irmgard von Diepholz (reg. 1561–1575) 1568 eine Klage gegen die gleichnamige Stadt in Speyer einreichte. Wie stand es nun mit dem eingeforderten Städtevergleich? Zu einseitig wird er der rezipierenden Leserschaft überlassen, wenn zu oft die eine näher untersuchte Stadt im Fokus steht. Vergleichend im Methodischen, monourban in der Ausführung sind dabei die Autoren Michael Matthäus (»Die Reformation in Frankfurt – Zwischen Kaisertreue und Protestantismus«, S. 177–204) und Thomas Kirchner (»Welchem Kaiser gehorchten die Aachener? Beziehungen zum Stadtherrn während eines reichsstädtischen Religionskonfliktes«, S. 205–222) vorgegangen, indem sie sich mit Loyalitätsproblemen der Reichsstädte nach der Reformation zum jeweiligen Reichs- und Stadtoberhaupt beschäftigten.

Der im Michael Imhof Verlag mit erkenntnismarkantem Cover-Gelb ausgestattete, mit Orts- und Personenregister versehene und auch im Textteil ansprechend gestaltete Band wird durch die Einbeziehungen von Reli-

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:

10.11588/frrec.2017.4.43379

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)

gions- und Stadtkonflikten mit Glaubensflüchtlingen, Nonkonformisten und »Sektierern« (Täufer, Pietisten) abgeschlossen. Zwei Beiträge wurden hierzu aufgenommen, die Rolf Hammel-Kiesow (»Glaubenspolitik im Vergleich – Die Aufnahme von Glaubensflüchtlingen in Hamburg und Lübeck im späten 16. und 17. Jahrhundert«, S. 289–314) und Hanspeter Jecker (»Taufertum und Pietismus als Herausforderung für Obrigkeit und Kirche in Bern 1650–1720«, S. 363–382) verfassten. Derjenige André Krischers (»Vormoderne Städte und ihre Religionskonflikte – Eine Rückschau«, S. 383–388) ist am Ende eher enttäuschend als inspirierend.

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:

10.11588/frrec.2017.4.43379

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Nicolas Le Roux, Martin Wrede (dir.), Noblesse oblige. Identités et engagements aristocratiques à l'époque moderne, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2017, 198 p. (Histoire), ISBN 978-2-7535-5259-3, EUR 20,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par

Stephanie Bode, Marburg

Der unter der bekannten Phrase »Noblesse oblige« erschienene Sammelband nimmt sich zur Aufgabe zu erforschen, welche Verpflichtungen sich der frühneuzeitliche Adel zugeschrieben hat und wie das (Selbst-)Verständnis der adeligen Identität sowie politische, religiöse Verpflichtungen sie zu bestimmten Verhaltensweisen animierten. Die Aristokratie und der Hof des Ancien Régime waren schon oft Gegenstand historischer Forschung und haben jüngst durch die Forschungen von Jeroen Duindam und Leonhard Horowski neuen Aufschwung erhalten.¹ In diese Reihe gliedert sich der vorliegende Sammelband nahtlos ein. Wie Nicolas Le Roux in seiner Einleitung präzisiert, zielt der Sammelband nicht auf eine systematische Analyse des Adels als soziale Kategorie als solche ab, sondern will vielmehr einzelne fundierte Einblicke ermöglichen, um einen Überblick dieser facettenreichen Gesellschaft zu zeichnen. Damit dieser Vielfalt gerecht werden kann, findet eine Aufteilung in drei Hauptteile statt: (1) »Des identités mouvantes«, (2) »Fidélités et réseaux« und (3) »Honneur et engagements«.

Die beiden Beiträge des ersten Hauptteils werfen einen Blick auf die gesellschaftlichen Transformationsprozesse des frühneuzeitlichen Adels. Elié Haddad bezieht sich dabei auf die Ebene der französischen *noblesse d'épée*, während Martin Wrede einen kursorischen Vergleich des gesamteuropäischen Adels hinsichtlich seiner sich verändernden Identität zieht, der sich durch sowohl durch Vielfalt als auch die Gemeinsamkeit der Dysfunktionalität definiert. Haddad arbeitet mittels zeitgenössischer Diskurse die Entstehung und Veränderung des Begriffs »noblesse d'épée« als soziale Distinktionskategorie in Reaktion auf die aufkommende Konkurrenz zur *noblesse de robe* heraus. Trotz der erwünschten Differenzierung der *noblesse d'épée* kann Haddad konstatieren, dass sich Mitglieder beider Adelsstände innerhalb von aristokratischen Familien auffinden ließen.

Der zweite Teil des Sammelbandes geht auf die vertikalen und horizontalen Beziehungen frühneuzeitlicher Adelliger hinsichtlich Treue und Netzwerke ein. Anne Motta nimmt sich des Sonderfalls des lothringischen Adels an, der im 17. Jahrhundert aufgrund der Unsicherheit schaffenden Politik des Herzogs in ein Spannungsfeld zwischen adeliger Identität, Werten und einem facettenreichen Verständnis von adeliger Treue gerät. Motta zeigt erst, wie die Identität des alten Adels bedroht wurde, um als Konsequenz seine variierenden Strategien kenntlich zu machen, um seine Machtposition und seine Identität bewahren zu können. Sébastien Schick betrachtet exemplarisch die Netzbildung von Friedrich-Wilhelm von Grumbkow am preußischen Hof unter Friedrich-Wilhelm I. und verdeutlicht, dass die gegebenen Analysestrukturen für zentralistische Monarchien hier nicht greifen, sondern die Plurali-



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand

1 Vgl. beispielsweise Leonhard Horowski, Die Belagerung des Thrones, Machtstrukturen und Karrieremechanismen am Hof von Frankreich 1661–1789, Ostfildern (Thorbecke) 2012, (Beihefte der Francia, 74) oder Jeroen Duindam, Vienna and Versailles: The Courts of Europe's Dynastic Rivals, 1550-1780, Cambridge 2003.

tät der Identitäten von Akteuren ein alternatives Modell zur Analyse dieser komplexen Beziehungsgeflechte bietet. Christian Kühner nimmt wiederum die Beziehungen zwischen Adligen am zentralistischen Hof Ludwigs XIV. in Betracht, die als Freundschaften galten: Freundschaft entsprach freilich nicht der heutigen privaten und intimen Beziehung, sondern implizierte gegenseitige politische Unterstützung, wobei sich diese in der Konkurrenz belasteten höfischen Arena oftmals als schwierig erwies. Nichtsdestotrotz kann Kühner mehrere Praktiken der frühneuzeitlichen Freundschaft ausmachen.

Im dritten Teil werden die Ehre und die adeligen Verpflichtungen in mehreren Beiträgen abgehandelt. Stéphane Gal und Paul Vo-Ha setzen sich genauer mit dem adeligen Verständnis der Ehre Ende des 16., Anfang des 17. Jahrhunderts auseinander, wobei Gal anhand gegensätzlicher Polemiken hervorhebt, inwieweit der Konflikt zwischen dem französischen König Heinrich IV. und dem savoyischen Herzog Charles-Emmanuel und der daraus entstandene Vertrag von Lyon (1601) zwei unterschiedliche Konzeptionen von Ehre projizieren konnten. Von Frankreich wurde der Sieg als Schande und Degradierung Heinrichs IV. wahrgenommen, weil er sich mit einem Widersacher unter seinem Stand und seiner Würde auseinandersetzte. Aus der Perspektive Savoyens stellte die gesamte Situation hingegen eine soziale Erhebung und einen Reputationszuwachs Charles-Emmanuels dar. Gal stellt heraus, welche spezifische Rolle den Alpen und ihren Bewohnern als Argument für oder gegen die Ehre in den Schriften zukommt. Vo-Ha analysiert die militärischen Pflichten eines französischen Gouverneurs – maßgeblich zur Regierungszeit Ludwigs XIV. – und wie diese im Zusammenhang mit seiner Ehre standen. Dabei zeigt er, wie schmal die zu meisternde Gratwanderung war, weder einen Angriff mit zu verheerenden Folgen zuzulassen noch eine übereilte Kapitulation zu riskieren: In beiden Fälle konnte das eingesetzte soziale Kapital, die Ehre, verloren werden. Agierte der Gouverneur den gesellschaftlichen und königlichen Ansprüchen entsprechend, so konnte sein Einsatz auch zu militärischen Ruhm führen. Aubrée David-Chapy konzentriert sich hingegen auf die Verpflichtungen der weiblichen Regentinnen Anne de France und Louise de Savoie, wobei sie zwischen der Ethik, Praktiken, Rhetorik sowie Symbolik und Allegorien des *engagements* der beiden Regentinnen unterscheidet. Sie kommt zu dem Schluss, dass die Regentschaft als ein Akt der Liebe, Aufopferung und Frömmigkeit und als Dienst für die Krone dargestellt wurde, um das Königreich für den abwesenden oder unmündigen König zu bewahren und zu schützen. Die verwendete Rhetorik diene vor allem dazu, die Legitimität ihrer Regierungsausübung zu rechtfertigen.

Fraglich bleibt nur, inwiefern der durchaus lesenswerte Beitrag von Laurent Vissière über den Einfluss, den die gesammelten Erfahrungen der Italien-Expeditionen auf das Leben des Adligen Louis II de La Trémoille hatten, sich in den Sammelband eingliedert, da er verglichen mit den drei anderen Beiträgen des dritten Teiles weder die Ehre der Adligen noch ihre adeligen Verpflichtungen thematisiert. Jene Beeinflussung der aristokratischen Kultur in Frankreich durch die italienische Kultur und die Konsumierung italienischer Güter zu Beginn der Frühen Neuzeit, die Vissière aus dem seltenen und bemerkenswerten Quellenfund der Rechenbücher de La Trémoille erarbeiten konnte, scheinen vielmehr in die erste Partie über den Wandel einer aristokratischen Identität zu passen.

Insgesamt konzentriert sich der Sammelband mehr auf die französische Aristokratie: Während Wrede den Adel unter gesamteuropäischer Perspektive betrachtet und Schick die Verflechtungen des preußischen Adels unter Friedrich-Wilhelm I., befassen sich die anderen Beiträge maßgeblich mit dem frühneuzeitlichen Adel der französischen Monarchie, wobei die einzelnen

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:
10.11588/frrec.2017.4.43380

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Tiefenbohrungen die zeitliche Bandbreite der Frühen Neuzeit in Gänze abdecken: Vissière und David-Chapy betrachten den Adel um 1500, wohingegen Schick, Wrede und Haddad auch den Adel gegen Ende des 18. Jahrhunderts in ihre Forschungen miteinbeziehen. Trotz der Fokussierung auf Frankreich stellt der Sammelband einen bereichernden und lesenswerten Beitrag zur Adels- und Hofforschung dar, indem er seinem Anspruch gerecht wird und anhand verschiedener Ebenen, Aspekte und Fallbeispiele die Vielfalt sowohl der aristokratischen Verpflichtungen als auch des Selbstverständnisses sowie der Entwicklung adliger Identität aufzeigt.

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:

10.11588/frrec.2017.4.43380

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Marc Lienhard, Luther. Ses sources, sa pensée, sa place dans l'histoire, Genève (Labor et Fides) 2016, 681 p., ISBN 978-2-8309-1605-8, EUR 24,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par

Michael Quisinsky, Freiburg (Schweiz)

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:
10.11588/frrec.2017.4.43381

Seite | page 1

»Der lutherische Urknall« betitelt 2015 der Elsässer Martin Graff ein launiges Büchlein, in dem er »Die Franzosen und die Deutschen« einem Vergleich unterzog¹. Demnach seien die Unterschiede zwischen beiden Völkern, die er liebens- und nicht selten auch diskussionswürdig schildert und interpretiert, auf Leben und Werk Luthers zurückzuführen. Näherhin hätten Franzosen und Deutsche mit, neben, gegen und trotz Luther unterschiedliche Wege eingeschlagen, die ihre Gegenwart bestimmen. Das dürfte dann doch etwas monokausal gedacht sein. Richtig daran ist, dass Luthers Leben und Denken – die man freilich im Gesamtzusammenhang der Reformation, ihrer Vor- und Nachgeschichte verstehen muss – Folgen zeitigten, die je nach Kontext sehr unterschiedlich sein konnten.

Im Jahr des Reformationsjubiläums kann deshalb dankbar auf die epochale Summe der Lutherstudien von Graffs elsässischem Landsmann Marc Lienhard, emeritierter Straßburger Kirchengeschichtler, ehemaliger Präsident des Direktoriums der Kirche des Augsburgischen Bekenntnisses im Elsass und in Lothringen (ECAAL) und nicht zuletzt ausgewiesener Lutherspezialist, verwiesen werden. Zu den vielen Vorzügen der Arbeitsweise Lienhards wie seiner Ergebnisse gehört nicht zuletzt, im besten Sinne des Wortes »deutsch-französisch« zu sein und gleichzeitig den Blick »von innen« wie von »außen« (in kirchlicher, kultureller, sprachlicher, historischer und theologischer Hinsicht) einzunehmen.

Lienhards *opus magnum* kann man in ganz unterschiedlicher Weise präsentieren, analysieren und bewerten. Zunächst handelt es sich bei den zehn Kapiteln, die in insgesamt 50 Unterkapitel gegliedert sind, um eine geradezu enzyklopädische Darstellung von Leben und Werk des Reformators. Das erste Kapitel bietet einen kurzen biografischen Überblick, charakterisiert den Menschen Luther und verfolgt dessen Entwicklung vor 1517. Das zweite Kapitel widmet sich den Quellen und Traditionen, mit und in denen Luther lebte und dachte. Im dritten Kapitel stellt Lienhard die Methode Luthers in ihrem spezifischen Ineinander persönlicher und theologischer Dimensionen und Positionen vor. In engem Zusammenhang damit werden im vierten Kapitel Verortung und Zielrichtung der so sich gleichsam an der Schnittstelle von intimster Spiritualität und größtmöglicher Öffentlichkeit ereignenden und aufgrund dieses Ereignischarakters gerade in ihrer Partikularität umfassenden Theologie Luthers analysiert. Die zentralen Themen, denen sich Luther dabei zuwendet (Gott-Vater, Christus, Heiliger Geist, Mensch, Gesetz und Evangelium, Rechtfertigung und Glaube, Wort und Sakrament, Kirche, Zwei-Reiche-Lehre, Tod und Eschatologie) werden im zentralen fünften und längsten Kapitel behandelt. Diese systematisch-theologische Entfaltung wäre unvollständig ohne das folgende sechste Kapitel, in dem Luthers Theologie als existentielle Theologie charakterisiert wird, die nicht ohne Glaube, Gebet und Zeugnis zu denken ist. Vor diesem Hintergrund erscheinen die im siebten Kapitel unvoreingenommen dargestellten »sujets qui fâchent« (S. 455) – Papst,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

1 Martin Graff, Der lutherische Urknall. Die Franzosen und die Deutschen, Kehl 2015.

Bauernkrieg, Haltung gegenüber Juden und Muslimen – umso zeitbedingter. Dass Luther nicht nur Kind seiner Zeit war, sondern sich auch mit seiner Zeit geändert hat, thematisiert das achte Kapitel, das ausgesprochen kurz ist. In der Gegenüberstellung von Kontinuität und Wandel gelingt Lienhard hier auf wenigen Seiten ein Kurzporträt eines durchaus nicht widerspruchsfreien Christenmenschen, der unter den gegebenen geistlichen und gesellschaftlich-politischen Rahmenbedingungen und mit den ihm zur Verfügung stehenden menschlichen und theologischen Mitteln Jesus Christus zum Zentrum seines Lebens und Denkens machen wollte. Das neunte Kapitel kann daran anschließen, wenn der Platz Luthers in der Geschichte aufgezeigt wird. Im abschließenden zehnten Kapitel tritt der so nüchtern-akribische Historiker Lienhard gleichsam in einen (bereits in früheren Kapiteln erkennbaren) tiefgründigen spirituellen Dialog mit seinem Glaubensbruder, dessen Anliegen er umsichtig und engagiert in die heutige Situation übersetzt.

Drei Beobachtungen sollen genügen, um die Bedeutung des Werks zu charakterisieren. Erstens kann Lienhard in dieser »Summa« nicht nur aus einer ungeheuren Detailkenntnis schöpfen, er erweist sich auch als exzellenter Lehrer, der in klarer, eingängiger Sprache Ergebnisse darlegt, begründet, zusammenfasst und für weitere Ausblicke öffnet. Zweitens ist durchgängig die umfassende Kenntnis gerade auch der deutschsprachigen Lutherforschung der vergangenen Jahrzehnte bis in die Gegenwart hinein hervorzuheben. Dieser »deutsch-französische« Hintergrund, der sich in den Literaturangaben, aber mehr noch in der noblen Präsentation und Diskussion von Ergebnissen und Hypothesen der verschiedenen Lutherforscher und -forscherinnen manifestiert, macht das Werk für Frankophone zur wohl besten Einführung in das Denken ihres jenseits des Rheins doch recht unbekanntes Nachbarn Luther, aber auch zu einer unverzichtbaren Bereicherung für deutschsprachige Historikerinnen und Historiker sowie Theologinnen und Theologen, die Lienhard in einen geschärften Blick auf manches nur scheinbar allzu Bekannte einführt. Drittens ist die im gerade skizzierten Aufbau ersichtliche Art und Weise bemerkenswert, Luther sowohl konsequent zu historisieren als auch die geschichtliche Dynamik zu würdigen, aufgrund derer eine Historisierung allein weder Luther noch der Geschichte gerecht werden würde. Lienhard gelingt es durchgehend, die Positionierungen und Positionen Luthers in die zeitgeschichtlichen Zusammenhänge einzubetten und zugleich in ihrer historisch- wie systematisch-theologischen Bedeutung auszuleuchten. Dabei geht er so umsichtig vor, dass dieses große Buch geradezu als eine kompakte historisch-theologische Luther-Enzyklopädie gelten kann, die dank eines ausgezeichneten Registers schnellen Zugriff auf verlässliche und perspektiveneröffnende Orientierungen bietet.

Eine solche Orientierung ist umso wichtiger, als Luther nach wie vor Anlass zu allerlei »gefühlter« Wahrheit im Stile des Büchleins von Martin Graff bleibt. Diese kann übrigens durchaus auch ein Thema einer Theologie sein, die Voraussetzungen und Implikationen gesellschaftlich wirksamer Narrative nicht nur (was nötig ist) historisch-kritisch korrigiert, sondern auch (was noch nötiger ist) theologisch-konstruktiv bedenkt. Dass Luther zu denken gibt und wie dies wissenschaftlich kompetent und gesellschaftlich relevant aufgearbeitet werden kann, zeigt jedenfalls eindrücklich Lienhards Meisterwerk. Es dürfte im französischen Sprachraum auf lange Sicht schwierig bleiben, eine Luther-Einführung zu finden, die daran auch nur heranreicht. Auch aus deutschsprachiger Sicht ist das Buch ein gelungener Beitrag zum Reformationsjubiläum, in dem der schmale Grat zwischen Historisierung und Aktualisierung sich als eine besondere Herausforderung für die Zukunft nicht nur des lutherischen Christentums erwiesen hat. Beiderseits des Rheins kann das

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:
10.11588/frrec.2017.4.43381

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)

Buch so auch als ein Zeugnis lutherischer Spiritualität gelten, das säkularen Zeitgenossinnen und -genossen die lutherische Konfessionskultur nahebringt und Christenmenschen in anderen Konfessionskulturen nachhaltig zu denken gibt.

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:
10.11588/frrec.2017.4.43381

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Bernhard Löffler, Maria Rottler (Hg.), Netzwerke gelehrter Mönche. St. Emmeram im Zeitalter der Aufklärung, München (C. H. Beck) 2015, 399 S. (Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte. Beiheft 44), ISBN 978-3-406-10727-6, EUR 48,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par

Andreas Oberdorf, Münster

Das Mönchtum und Klosterwesen des 18. Jahrhunderts stellt noch immer ein recht junges Thema in der Erforschung des Zeitalters der Aufklärung dar. Als vermeintliche Bollwerke des Katholizismus, in denen Mönche nicht nur barockfrommen Andachts- und Frömmigkeitsformen nachhingen, sondern sich ebenso der Muße und Verschwendung erfreuten, sahen sich die Klöster und geistlichen Orden schon im 18. Jahrhundert der öffentlichen Kritik ausgesetzt. Auch die bürgerlich-protestantisch geprägte Aufklärungsforschung ist diesen Vorstellungen lange Zeit nachgehangen. Erst seit wenigen Jahren wird der Bedeutung von Religion und Kirche wieder zunehmend Beachtung geschenkt, zumal sich die Aufklärung eben nicht nur *gegen*, sondern in besonderem Maße *mit* und *durch* Religion und Kirche vollzog. Auf der Suche nach einer katholischen Aufklärung richtet sich der Blick daher nicht nur auf die katholischen Staaten, in denen reformfreudige, katholische Aufklärer als Bildungsreformer, Staatsmänner und Kirchenfürsten wirkten, sondern auch in die Klöster und Stifte, die ebenso zu Schauplätzen der Aufklärung wurden. In diesen Kontext ordnet sich der vorliegende Tagungsband ein, der von Bernhard Löffler und Maria Rottler im Nachgang der Regensburger Tagung »Netzwerke gelehrter Mönche. St. Emmeram im Zeitalter der Aufklärung« (21./22. September 2012) unter gleichem Titel veröffentlicht wurde.

Der thematische Zuschnitt des Bandes wird in der Einleitung näher erläutert: »Forschungsvorhaben, Gelehrtenkorrespondenzen und Bibliotheksreisen, wissenschaftsorganisatorische Bemühungen, Universitäten und Akademiebestrebungen«, »auswärtige Korrespondenzpartner sowie wissenschaftliche Sammlungen« (S. 7), die das Kloster St. Emmeram in der Aufklärungszeit betrafen, stehen im Mittelpunkt des Interesses. Den Auftakt gibt Alois Schmid mit einem fundierten wie umfassenden Einblick in die süddeutsche Klosterlandschaft in der Aufklärungszeit. Schmid fragt nach den Trägern, Tätigkeitsfeldern und Motiven der Katholischen Aufklärung als klösterlichen Erneuerungsbewegung, die auf die Lebenswelt der Klöster einwirkte und für eine »moderate Anteilnahme an der Aufklärung kennzeichnend« (S. 33) war. Als gelungene Eröffnung des Bandes wird Schmid dem breit gefächerten thematischen Zuschnitt des Tagungsbandes mehr als gerecht, wobei er auch St. Emmeram als einer der »herausragende[n] Brennpunkte der klösterlichen Aufklärung« (S. 21) hervorhebt. Stefan Benz wendet sich in seinem Beitrag den Regensburger Klöstern und Stiften aus historiografiefeschichtlicher Perspektive zu. Er untersucht die gedruckten Historien der Klöster sowie die öffentliche Ausgestaltung der Klosterkirchen, woraus sich das Geschichts- und Selbstbewusstsein der Klöster rekonstruieren lassen und macht dadurch auf Verhältnis von Öffentlichkeit und gegenseitiger Konkurrenz aufmerksam.

Das in der Reichsstadt Regensburg und damit in unmittelbarer Nähe zum Reichstag gelegene Reichsstift St. Emmeram war ein wirtschaftlich und personell bedeutsamer Standort der Benediktinerkongregation und seit



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

1731 auch politisch unabhängig und reichsunmittelbar. Hieraus ergaben sich weitreichende Konsequenzen für Wissenschaft und Aufklärung, zumal die Benediktiner auch den profaneren Wissenschaften erstaunlich offen gegenübertraten. Das naturwissenschaftliche Interesse der Benediktiner wurde sinnfällig in der Bibliotheksreise der Melker Benediktiner Bernhard und Hieronymus Pez nach St. Emmeram, wo sie mathematische und astronomische Schriften eingängig studierten, wie Thomas Stockinger aufzeigt. Den Briefverkehr mit der Benediktinerabtei Melk, der zwar »ein konstanter, wenn auch nicht allzu üppiger« (S. 157) war, macht Irene Rabl zum Gegenstand ihres Aufsatzes. Dabei berücksichtigt sie insbesondere die Briefe zwischen den Brüdern Pez und Frobenius Forster, der sich als Fürstabt später für die Förderung der Wissenschaften einsetzte (S. 179). Franz Stephan Pelgen thematisiert in seinem Beitrag die Korrespondenz des kurmainzischen Theologen Stephan Alexander Würdtwein und erläutert am Beispiel von dessen Verbindungen zu Forster die Strategien und Prinzipien wissenschaftlichen Publizierens. Mit der Gelehrtengesellschaft Societas Incognitorum mit Sitz in der habsburgischen Provinzstadt Olmütz befasst sich Antonín Kostlán, der darin die Rolle und den Einfluss der Benediktiner betont. P. Stephan Haering OSB richtet den Blick auf die Mönche von St. Emmeram, die kurz vor und in der Aufklärung an den Universitäten Ingolstadt und Salzburg studiert und gelehrt haben. Gerade für die Zeit von Fürstabt Forster, unter dem St. Emmeram zur Klosterakademie avancierte, treten neue institutionelle Verflechtungen deutlich hervor. Vom wachsenden Interesse an der Einrichtung von naturkundlichen und mathematisch-physikalischer Sammlungen handeln die Beiträge von Georg Schrott und P. Amand Kraml OSB, zum einen anhand der Klostersammlung von St. Emmeram, zum anderen aus der Perspektive des Benediktinerpaters Laurenz Doberschnitz, der in seinen Reisebeschreibungen seine Eindrücke als Gast der niederbayerischen Klöster festhielt. Nach einem kurzen Beitrag von Maria Rottler über den historischen Bibliothekskatalog des Abtes Forster, besitzen die beiden letzten inhaltlichen Beiträge resümierenden Charakter. Entlang der Trauerrede auf Forster durch den Abt Rupert Kornmann im Jahr 1791, erschließt Manfred Knedlik das zeitgenössische Idealbild von einem der Aufklärung und modernen Wissenschaften zugewandte Katholiken, wie ihn für Kornmann der verstorbene Abt verkörperte. Mit dem abschließenden Beitrag von Ulrich Lehner kommt nicht nur ein führender Vertreter für die Erforschung der Katholischen Aufklärung zu Wort, er zeigt auch grundsätzlich anhand ausgewählter Beispiele, inwiefern der Benediktinerorden »die entscheidende Rolle« (S. 351) für eine Katholische Aufklärung in Süddeutschland spielte. Den Schlusspunkt setzt Maria Rottler mit ihren wertvollen Erfahrungen zu den unterschiedlichen Social-Media-Kanälen, die im Vorfeld und Nachgang der Tagung innerhalb der Community zum Wissensmanagement eingesetzt wurden.

Bereits der schlaglichtartige Gang durch den Tagungsband verrät seine Stärken: Die einzelnen Beiträge werden dem Zuschnitt des Bandes nicht nur gerecht, sondern sind auch derartig miteinander verbunden, dass sich eine stringente Studie abzeichnet, die das Kloster St. Emmeram, seine Mönche und auswärtigen Kontakte beleuchtet. Im Dunkeln bleibt hingegen die Frage nach der Qualität und Reichweite der externen Beziehungen. Zwar sind Einflussnahmen offensichtlich, jedoch ist fraglich, inwiefern die einzelnen, oftmals nur zeitlich und räumlich eng begrenzten Austauschbeziehungen ein wirkmächtiges Netzwerk ausbildeten, in dem St. Emmeram als Bildungs- und Wissenschaftsstandort der Katholischen Aufklärung von herausragender Bedeutung war. Gleichwohl hat man es hier nicht mehr mit jener »historiogra-

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:
10.11588/frrec.2017.4.43382

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

phische[n] Traditionalität und wissenschaftliche[n] Mittelmäßigkeit«¹ zu tun, die Peter Hersche einst für die Ordens- und Klosterforschung zum 18. Jahrhundert festgestellt hat. Die Frage nach grenzüberschreitenden Transfers, Austauschprozessen und gelehrten Netzwerken stellt sich ebenso grundsätzlich für die kirchen- und bildungsgeschichtliche Erforschung der Katholischen Aufklärung als global wirksame Reformbewegung².

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:

10.11588/frrec.2017.4.43382

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand

- 1 Peter Hersche, Muße und Verschwendung. Europäische Gesellschaft und Kultur im Barockzeitalter, Freiburg i. Br. 2006, S. 326.
- 2 Ulrich L. Lehner, Die Katholische Aufklärung. Weltgeschichte einer Reformbewegung, Paderborn 2017.



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Friedrich Schweitzer, Das Bildungserbe der Reformation. Bleibender Gehalt, Herausforderungen, Zukunftsperspektiven, Gütersloh (Gütersloher Verlagshaus) 2016, 304 S., ISBN 978-3-579-05443-8, EUR 22,99.

rezensiert von | compte rendu rédigé par

Marie-Thérèse Mourey, Paris

À la veille de la commémoration des 500 ans de la Réforme, on ne compte plus les ouvrages qui proposent des réexamens, bilans historiques, synthèses critiques sur l'apport du ou des protestantismes et sur l'«héritage» de la Réforme et de son héros fondateur, Martin Luther. Le présent ouvrage se penche plus spécifiquement sur la question de l'éducation, de l'enseignement et de la culture, les trois aspects étant intimement liés dans la notion allemande de *Bildung*, qui aujourd'hui inclut de facto la *Erziehung*. La perspective triple apparaît dès le sous-titre: il s'agit tout à la fois d'examiner les permanences d'un substrat religieux, voire théologique, qui vont de pair avec de profondes transformations historiques intervenues au fil des siècles (pluralisme confessionnel, religion «éclairée», sécularisation progressive, etc.), de se confronter aux défis du présent (privatisation de la foi, refondation des valeurs de l'éthique sur des bases non religieuses) et d'ouvrir quelques perspectives pour l'avenir proche à la conception évangélique de la *Bildung*. Contre la tentation d'une autocélébration idéalisante, ou de revendication d'exclusivité émise par une confession, la réflexion prétend également inclure un héritage éventuel pour ceux qui se trouvent à l'extérieur de l'Église luthérienne, voire du christianisme.

Parmi les problèmes aigus qui se posent dans la société allemande de ce début de XXI^e siècle, on compte en effet la désaffection croissante des croyants envers les Églises, dont témoignent aussi bien la fréquentation en baisse des manifestations religieuses que les nombreuses «sorties de l'Église» officielles (*Kirchenaustritte*), dont les motivations sont certes multiples et pas strictement religieuses. L'autre problème de taille est constitué par la transformation des sociétés européennes, devenues multi-religieuses, avec en particulier le poids croissant de l'Islam, et/ou indifférentes, voire athées. En conséquence, aucune tradition religieuse, fût-elle fondatrice, ne peut plus prétendre donner le ton ni imposer ses conceptions éthiques aux citoyens sans toucher aux bases de la paix sociale.

La question de l'éducation et de l'enseignement est de fait centrale si l'on tient compte de la sociologie particulière de l'Allemagne, avec de réels besoins en éducation de populations pauvres, défavorisées, ou encore des immigrés, sans oublier l'héritage encombrant d'un système éducatif athée dans l'ex-RDA. L'auteur a beau jeu de rappeler le principe de subsidiarité qui est à la base du concept moderne de démocratie, et de relever le fait que trop souvent, l'État s'en remet aux Églises protestantes, à ses institutions et à ses très nombreux bénévoles pour assumer ces tâches. Or la relève générationnelle s'avère difficile à effectuer, en raison des compétences exigées, et le protestantisme passe plus que jamais pour une religion des élites. Une autre question essentielle a trait à l'enseignement du fait religieux à l'école, à son contenu autant qu'à ses modalités. Pour l'auteur, il est évident que les enfants ont besoin de notions religieuses, par exemple pour affronter des expériences ou traumatismes existentiels tels que la mort. Dans ce cas, l'articulation entre les diffé-



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

rents aspects de la *Bildung* (l'enseignement dans le cadre scolaire, mais aussi la formation d'un adulte en puissance, futur citoyen) peut s'avérer délicate.

L'ouvrage, clairement construit en cinq grands chapitres plus un épilogue en forme de «thèses» (!), et très pédagogique dans ses explications (au prix de redondances et lourdeurs rhétoriques), propose un état des lieux assez complet pour ce qui est de l'Allemagne, liste les questions et problèmes à régler, dans une volonté affichée de réconcilier la foi et le savoir scientifique. L'objectif affiché est d'élaborer une théorie éducative protestante complète, qui sache allier les acquis du passé aux défis du monde actuel.

Si l'on ne peut que souscrire à une grande partie du diagnostic porté sur la société allemande, ainsi qu'aux postulats éducatifs énoncés (l'ouverture à l'Autre, la tolérance, le respect du droit et la justice, la quête de paix sociale ...), qui incluent des aspects psychologiques, on ne peut cacher le fait qu'il s'agit à l'évidence d'un livre «à usage interne», écrit par un protestant luthérien, grand spécialiste de pédagogie religieuse à Tübingen, et rédigé à l'intention d'un public protestant, avec la collaboration d'institutions et de personnes partageant les mêmes convictions et la même foi, qu'il s'agit surtout de rassurer et de remobiliser dans un même combat. Le rappel historique des grands noms de pédagogues protestants, tels Jan Amos Comenius ou Hermann August Francke, glisse très rapidement sur l'apport de Melancton pour remettre en mémoire les positions de Luther, le Père fondateur, et contrecarrer l'association fréquente aujourd'hui entre les notions de *Bildung* et d'éducation et les acquis des Lumières et de la modernité, ce qui risque de diluer l'importance historique de la Réforme. Un chapitre aborde la question d'une refondation possible de l'éthique en dehors d'un système religieux – avec de très brèves références à Jürgen Habermas (*Diskursethik*) ou Hans Joas, qui demeurent hélas allusives. On est tout aussi réservé quant à la thèse finale affirmant qu'il n'y aurait pas d'éducation possible sans *Glaube* (foi? conviction religieuse?) et plaidant pour une resacralisation de l'éducation, au-delà des confessions. C'est en outre un livre centré sur l'Allemagne, dans lequel les protestantismes divergents, par exemple de l'espace germanique (en Suisse) ne sont pas même évoqués. L'urgence invoquée concerne bien plutôt l'avenir même du protestantisme évangélique allemand. Certes, l'auteur, qui puise abondamment dans ses travaux antérieurs, est prudent, bien pensant, et plaide en faveur d'un dialogue œcuménique, mais il rejette clairement une vision laïque et sécularisée de la société qui semble pourtant irréversible. Cette posture limite de fait la portée de son message.

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:
10.11588/frrec.2017.4.43383

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Philipp Steiner, Die Landstände in Steiermark, Kärnten und Krain und die josephinischen Reformen. Bedrohungskommunikation angesichts konkurrierender Ordnungsvorstellungen (1789–1792), Münster (Aschendorff) 2017, 608 S., 9 Abb., ISBN 978-3-402-13221-0, EUR 59,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par

Stephan Sander-Faes (Zürich)

Die Druckfassung von Philipp Steiners – gekürzter – Tübinger Dissertation ist ein gewichtiges Buch, dessen Bedeutung aus dem Untersuchungsgegenstand und -raum erwächst: Vor allem die letzten Monate Josephs II. und die kurze Regierungszeit Leopolds II. fokussierend, stehen »die Landstände« Innerösterreichs und deren Auseinandersetzungen mit dem Wiener Hof im Mittelpunkt. Dadurch finden sich zwei sonst mit wenig Aufmerksamkeit bedachte Themenfelder besetzt, die zudem ein nuancierteres Abbild bieten, als dies weite Teile der dieser Tage (erneut) die Modernisierungs- und Zentralisierungstendenzen unter Maria Theresia und Joseph II. betonende österreichischen Geschichtsforschung fokussieren¹.

Die Studie umfasst neben gleich zwei ungleich langen Einleitungskapiteln (Einleitung, S. 15–37; Kapitel I: Einführung: Methodik und »Josephinismus«, S. 39–58) zudem eine äußerst umfangreiche thematische Einführung (S. 59–153); zusammen machen diese drei Kapitel bereits ein Viertel des gesamten Textes aus. Daran schließen sich die vier Schwerpunkte der Untersuchung an, die hinsichtlich ihrer Fokussierung und des jeweiligen Umfangs ebenso als unausgewogen zu bezeichnen sind. Kapitel III – diese verwirrend anmutende Bezeichnung ist der Nichtnummerierung der Einleitung geschuldet – widmet sich der »Josephinische[n] Steuer- und Urbarialregulierung« (S. 155–249); Kapitel IV der »Rückführung des steirischen Herzogshutes nach Graz als multiple[m] ›Verfassungsfest« (S. 251–276); Kapitel V den »innerösterreichischen Bauernunruhen« des Jahres 1790 (S. 277–331); Kapitel VI thematisiert detailliert die »Bedrohungskommunikation um die Restauration« (S. 333–514) und ist somit als Schwerpunkt der Studie auszumachen; Kapitel VII bietet eine Zusammenstellung der Forschungsergebnisse (S. 515–689), der sich der Anhang, inklusive eines hilfreichen Orts- und Personenregisters anschließt.

Neben den vielen, zum Teil sehr ausführlich ausgefallenen Zitaten aus Wiener, Grazer, Klagenfurter und Laibacher Archiven, steht jedoch eine Reihe von Fragen im Raum, die leider nicht ausreichend geklärt beziehungsweise gar nicht angesprochen werden. Dazu zählen in der Einleitung etwa das Anführen von zwei Gründen für das nach wie vor bestehende Forschungsdesiderat der habsburgischen Landstände, wobei lediglich auf einen dieser Punkte eingegangen wird (S. 15f.); hinzu kommen eine Reihe von sich zum Teil fragwürdig ausnehmenden Neben- oder Zusatzdiskussionen in überlangen Anmerkungen, die den Lesefluss kaum erhöhen und zu der Frage führen, warum diese – offenbar wichtigen Aspekte – nicht in den Fließtext eingebunden wurden (z. B. S. 20, Anm. 23; S. 161, Anm. 691, S. 177f., Anm. 774, bzw. S. 282f., Anm. 1437). Gravierender erscheint hingegen, dass in dem entspre-



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)

1 Beispielhaft Thomas Winkelbauer, Die Habsburgermonarchie vom Tod Maximilians I. bis zum Aussterben der Habsburger in männlicher Linie (1519–1740), in: id., (Hg.), Geschichte Österreichs, Stuttgart 2015, S. 159–289.

chend betitelten Abschnitt zu Quellen und Methodik (S. 22–28) kaum Details über das Vorgehen ersichtlich sind, ein Problem, das allerdings auch in dem umfangreichen Kapitel I zwar immer wieder unter Hinweis auf die »moderne Historische Diskursanalyse« (S. 43–48) erwähnt wird, nicht aber mit konkreten analytischen Vorgaben ausgeführt wird. Der folgende, an sich sinnvolle Abschnitt über die Bedeutung(en) des »Josephinismus« rezipiert vor allem die deutschsprachige Literatur, Derek Beales' leicht veränderte Begrifflichkeit (»Josephism«²) hingegen findet an dieser Stelle keinen, und auch in dem überlangen propädeutischen Kapitel II lediglich punktuell (S. 140, Anm. 589; S. 143) Eingang.

Auch Kapitel III weist ähnliche Facetten auf, wie etwa die nicht unproblematische Gleichsetzung von »Reform« mit »Modernisierung« und »Fortschritt« (S. 159, vgl. S. 58) oder die auffällige Abwesenheit von P. G. M. Dicksons Forschungen³ zu dem ausführlich behandelten Karl von Zinzendorf (S. 162–176), der die nicht minder breite Rezeption Roman Rozdolskis gegenüber steht⁴. Sehr positiv sind die vielen Quellenzitate zu erwähnen, deren Analyse jedoch aufgrund des kaum ausgeführten analytisch-methodischen Instrumentariums in den beiden Einleitungskapiteln jedoch weitgehend oberflächlich verbleibt, wobei der Autor oft zu wenig glücklichen Bezeichnungen greift: der ständische Widerspruch angesichts der kaiserlichen Ordnungsvorstellungen sei zwar »semantisch imposant« (S. 193f., Zitat auf S. 194), eine tiefer gehende diskursive Analyse erfolgt jedoch nicht. Das folgende, weitaus knappere Kapitel IV basiert auf einer nur unmerklich kürzeren Publikation, die der Autor in Kooperation mit Dennis Schmidt verfasst hat (S. 251, Anm. 1.; S. 273)⁵, was wiederum Fragen nach der Urheberschaft dieses Abschnitts der Studie nahelegt. Das folgende, ausgesprochen umfangreiche Kapitel V zu den innerösterreichischen Bauernunruhen des Jahres 1790 wiederum ist sehr spannend, wenn auch die Konzeption mit ihrem ausdrücklichen Verweis auf die Inspiration der Französischen Revolution (S. 277) mit deren lediglich cursorischer Erwähnung (S. 282, Anm. 1; S. 434, 284–286), der Absenz französischer Forschungsliteratur (passim) sowie der Schlussfolgerung, dass diese »keine Rolle« gespielt hatte (S. 532), auffällig kontrastiert⁶. Das ähnlich überlange Kapitel VI stellt wohl den Kern der Untersuchung dar, das zwar den drei innerösterreichischen Herzogtümern Steiermark, Kärnten und Krain ähnlich viel Platz einräumt, deren Behandlung erfolgt aber in weitgehend voneinander abgekoppelten Bahnen. Angesichts des territorialen Rahmens hätte sich sicherlich eine stärker interregional vergleichende denn aneinander gereihete Analyse, die mehr thematischen denn chronologischen Aspekten und Landesgrenzen folgt, wohl als nicht minder gewinnbringend erwiesen, wie der Verfasser unter Verweis auf die Ergebnisse Sašo Jeršes (S. 520f.) bestätigt.

2 Derek Beales, *Joseph II*, 2 Bde., Cambridge 1987–2009.

3 Zuletzt P. G. M. Dickson, *Karl von Zinzendorf's »New Accountancy«*. The Structure of Austrian Government Finances in Peace and War, 1781–1791, in: *The International History Review* 29/1 (2007), S. 22–56.

4 Roman Rozdolski, *Die große Steuer- und Agrarreform Josefs II. Ein Kapitel zur österreichischen Wirtschaftsgeschichte*, Warschau 1961.

5 Dennis Schmidt, Philipp Steiner, *Bringet aus des Königs Hand unsers Landes alten Stand. Die Rückführung des steirischen Herzogshutes am 10. Mai 1790 – die Wiederherstellung des Goldenen Zeitalters?*, in: *Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark* 103 (2012), S. 129–252.

6 Vgl. die Absenz innerösterreichischer Themen in: Peter Rauscher, Martin Scheutz (Hg.), *Die Stimme der ewigen Verlierer? Aufstände, Revolten und Revolutionen in den österreichischen Ländern (ca. 1450–1815)*, Köln, Weimar, Wien 2013 (Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, 61).

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:

10.11588/frrec.2017.4.43385

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Diese Ergebnisse finden sich in dem diese ähnlich ungleich detailliert zusammenführenden Kapitel VII vereint. Nach rund 500 Seiten Lektüre werden – endlich – einige der methodisch-terminologischen Schlüsselbegriffe erwähnt (S. 523–525), die *Rückschlüsse* auf die dichte Beschreibung der »Bedrohungskommunikation« erlauben. Diese erfolgt aber leider weiterhin anlassbezogen, was den weiteren Gebrauch des zugrunde liegenden Modells gewiss nicht einfacher gestaltet (S. 531). Entgegen der Auskunft des Verfassers, dass die Druckfassung seiner Dissertation »gekürzt« und »überarbeitet« (S. 5) wurde, stehen die vielen überlangen Sätze (etwa auf S. 25), weitgehend definitionsfreier Jargon, insbesondere in den methodischen Abschnitten, und die zwar ausdrücklich ausgewiesenen, aber nirgendwo ersichtlichen Hervorhebungen in den Zitaten (S. 173, Anm. 751), die auf nicht allzu große editorische Sorgfalt hinweisen. Fraglich ist zudem der Repräsentativitätsanspruch, der den Landständen zugemessen wird; dieser erscheint angesichts der entstehenden »bürgerlichen Öffentlichkeit« zumindest fragwürdig.

All diesen Aspekten ungeachtet sei jedoch auch betont, worin nun die Bedeutung der Studie liegt, und zwar in dem Zugriff auf die Landesarchive in Graz und Klagenfurt bzw. das Archiv der Republik Slowenien in Laibach, der einer Reihe struktureller Zugriffsprobleme gerade für auswärtige Forschende unterliegt: Der berechtigten Forderung Gernot Obersteiners den reichen steirischen Beständen mehr Aufmerksamkeit zu schenken⁷, ist jedenfalls das unverrückbare Fotografieverbot in Graz entgegenzuhalten, das Steiner durch die großzügige Reisemittelausstattung des Tübinger Sonderforschungsbereichs zu überkommen vermochte (S. 31–37). Es steht zu hoffen, dass dieser Forschungsleistung noch viele weitere ähnliche Studien folgen mögen, die den Blick aus den Peripherien auf das so stark beforschte Wiener Zentrum richten.

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:

10.11588/frrec.2017.4.43385

Seite | page 3

7 Vgl. Gernot P. Obersteiner, Verwaltungsgeschichte der österreichischen Länder 1519–1848. Ein bibliografischer Überblick, in: Michael Hochedlinger, Thomas Winkelbauer (Hg.), Herrschaftsverdichtung, Staatsbildung, Bürokratisierung. Verfassungs-, Verwaltungs- und Behördengeschichte der Frühen Neuzeit, Wien, München 2010 (Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, 57), S. 407–420, bes. S. 408–410.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Manfred Straube, Geleitswesen und Warenverkehr im thüringisch-sächsischen Raum zu Beginn der Frühen Neuzeit, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2014, 1095 S., 2 Kt. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Thüringen. Kleine Reihe, 42), ISBN 978-3-412-22343-4, EUR 129,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par

Enno Bünz, Leipzig

Der Leipziger Historiker Manfred Straube gehört seit Jahrzehnten zu den besten Kennern der mitteldeutschen Wirtschaftsgeschichte. Die ihm (gemeinsam mit Manfred Unger) zum 70. Geburtstag gewidmete Festschrift »Leipzig, Mitteldeutschland und Europa«¹ verdeutlicht dies ebenso wie das anlässlich des 75. Geburtstags gemeinsam mit Markus Cottin zusammengestellte Schriftenverzeichnis². Damals war noch nicht absehbar, dass sein umfangreiches Hauptwerk »Zum überregionalen und regionalen Warenverkehr im thüringisch-sächsischen Raum, vornehmlich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts« doch noch zum Druck gelangen würde. Hierbei handelt es sich um die Dissertation B, mit der sich Straube 1981 an der Karl-Marx-Universität Leipzig habilitierte. Man ist überrascht, dass derlei an einer DDR-Universität möglich war: Der Verfasser legte eine quellenfundierte, empirisch geradezu überbordende Untersuchung zum Landhandel in Mitteldeutschland um 1500 vor, ohne sich durch die üblichen vorgestanzten ideologischen Phrasen in Vorwort und Schlussteil zu verstellen und die Arbeit durch plakatives Zitieren marxistisch-leninistischer »Klassiker« zu verunzieren. Der Hauptgutachter der Arbeit, Max Steinmetz, einer der führenden marxistischen Historiker der DDR, verlor darüber kein Wort, sondern ließ sich ganz auf die Arbeit und ihr quellendichtes Fundament ein, um schließlich bei mancher Einzelkritik zu einem rückhaltlos positiven Votum zu gelangen. Bereits am Anfang bemerkt Steinmetz angesichts des Umfangs der Arbeit: »Eigentlich etwas zu viel, vor allem zu viel Apparat. Handelsgeschichte ist wohl ein hartes Brot, auch für den zur Lektüre verpflichteten. Soweit mein erster Eindruck« (das Gutachten liegt dem Rezensenten vor).

37 Jahre später könnte man dieses Urteil wiederholen, zumal der Verfasser keine Veranlassung hatte, seine Habilitationsschrift grundlegend zu überarbeiten: Die Quellenlage ist unverändert, der Forschungsstand – abgesehen von Straubes eigenen Arbeiten – kaum erweitert und die vorliegende Darstellung selbst durch die strikte Rückbindung an die Quellen fast zeitlos. Vor allem aber: Diese Arbeit verdient Beachtung weit über den mitteldeutschen Raum hinaus. Die Wettiner stiegen als Markgrafen von Meißen, Landgrafen von Thüringen und Kurfürsten von Sachsen zu Hegemonen Mitteldeutschlands auf. Ihr Territorium im heutigen Sachsen, Thüringen und Sachsen-Anhalt überzogen sie mit einem Netz von Geleitsstationen, an denen je nach Umfang und Qualität der transportierten Waren ein Geleitsgeld entrichtet

- 1 Hartmut Zwahr, Uwe Schirmer, Henning Steinführer (Hg.), Leipzig, Mitteldeutschland und Europa. Festgabe für Manfred Straube und Manfred Unger zum 70. Geburtstag, im Auftrag des Leipziger Geschichtsvereins, Beucha 2000.
- 2 Enno Bünz / Markus Cottin, Handelswaren, Handelswege, Handelsherren. Manfred Straubes Forschungen zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Mitteldeutschlands um 1500. Zusammengefasst anlässlich seines 75. Geburtstages, in: Stadtgeschichte. Mitteilungen des Leipziger Geschichtsvereins. Jahrbuch 2005, S. 191–200.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0/)

werden musste, das Jahr für Jahr etliche Tausend Gulden in die Staatskasse spülte. Der Taxierung dienten umfangreiche Geleitsordnungen, der Abrechnung der Einnahmen die Geleitsrechnungen. Vor allem diese Aufzeichnungen bilden die Grundlagen für die vorliegende Arbeit, deren darstellender Teil (S. 9–452) von umfangreichen Anhängen (S. 455–1038) ergänzt wird.

Die Untersuchung geht nur in der Einleitung (Kap. I) auf neuere Forschungen zur Wirtschafts- und Handelsgeschichte ein und skizziert dann die Entwicklung des Geleitswesens und seine Organisation im wettinischen Herrschaftsbereich (Kap. II). Die Landesteilung von 1485 hatte langfristige Wirkungen, denn Geleitsrechnungen sind nur für den ernestinischen Landesteil (mit Schwerpunkt Thüringen und nordwestliches Sachsen) erhalten geblieben, wohl als Bewertungsgrundlage bei den neuzeitlichen Landesteilungen. Für das albertinische Sachsen hingegen, das nach 1485 nicht mehr geteilt wurde, sind keine Geleitsrechnungen erhalten. Darüber hinaus ist das erhaltene Material disparat, so dass zumeist nur Momentaufnahmen vom Warenverkehr zu Lande in Mitteldeutschland möglich sind, aber aufgrund des dichten Netzes der Geleitsstationen sind es dann doch Schlaglichter, die sich vielfach gegenseitig erhellen und ergänzen. An den Geleitsstationen orientiert versucht Straube, die Haupthandelsrouten, aber auch manche Nebenrouten zu betrachten, und diese Umschau macht den Hauptteil der Untersuchung aus: Der Einzugsbereich von Erfurt (Kap. III), die Geleite von Eckartsberga, Freyburg und anderer Stationen für die Peter- und Pauls-Märkte in Naumburg an der Saale (Kap. IV), der Leipziger Einzugsbereich (Kap. V), dessen Bedeutung mit Hinweis auf die Großen Märkte an Neujahr, Ostern und Michaelis (man beachte die Korrespondenz mit dem Naumburger Markttermin) genügend unterstrichen ist, dann die Geleite an der *via imperii* um Altenburg, Zwickau und im Vogtland (Kap. VI), neben der *via regia* (Hohe Straße) eine der beiden großen Fernhandelsrouten, die durch Sachsen führten. Gegenüber der maschinenschriftlichen Fassung der Habilitationsschrift wird die Druckfassung noch ergänzt um ein weiteres Kapitel über den Warenverkehr auf der Elbe zwischen Pirna und Wittenberg, dem einzigen schiffbaren Fluss in Sachsen. Eine ausführliche Zusammenfassung beschließt die Untersuchung, deren empirische Basis z. T. in den umfangreichen Anhängen präsentiert wird, darunter umfangreiche Listen der handeltreibenden Kaufleute, die in Geleitsaufzeichnungen namentlich erscheinen, tabellarische Zusammenstellungen der Geleitseinnahmen der Ämter und Editionen mehrerer Geleitsordnungen mit umfassenden Erläuterungen. Ergänzendes Material bietet übrigens der gleichzeitig publizierte Band »Wirtschaftliche Frequenzen der Leipziger Großen Märkte/Messen. Statistische Zeugnisse aus den Leipziger Stadtrechnungen 1471/72 bis 1814/15«³.

Wer sich intensiver mit diesem inhaltlich geradezu überbordenden Buch über Geleitswesen und Warenverkehr beschäftigt, wird schnell feststellen, dass die Geleitsrechnungen nicht nur lückenhaft erhalten sind, sondern auch von sehr unterschiedlicher Aussagekraft. Für manche Geleitsstationen gelingt es Straube, den Warenverkehr sehr differenziert mit einer breiten Palette transportierter Waren darzustellen, z. T. auch mit Nachweis der Kaufleute, z. T. sogar der Fuhrmänner. Für andere Geleite sind hingegen nur quantitative Angaben über die eingenommenen Geleitgelder möglich, aber die Quellenlage ist so, wie sie ist. Neben Quantitäten und Art der Waren, die Gegenstand des Fern- und Nahhandels waren, geraten durch diese Arbeit auch die Handels-

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:
10.11588/frrec.2017.4.43386

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand

3 Manfred Straube (Hg.), *Wirtschaftliche Frequenzen der Leipziger Großen Märkte/Messen. Statistische Zeugnisse aus den Leipziger Stadtrechnungen 1471/72 bis 1814/15*, Leipzig 2015 (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig, 9).



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)

wege selbst und die damit verbundene Infrastruktur (Gasthöfe, Ausspannstationen) in den Blick, worüber weitere Forschungen wünschenswert wären. Gleiches gilt für die gewerblichen Produktionszentren, die aufgrund der Warenströme besser zu erschließen sind. Durch Bergbau und Metallproduktion gehörte Sachsen um 1500 zu den wirtschaftlich produktivsten und innovativsten Regionen im Reich.

Die vorliegende Arbeit muss schon deshalb überregional rezipiert werden, weil sich außerhalb des wettinischen Herrschaftsbereichs kaum serielle Quellen finden lassen dürften, die derart aussagekräftig sind wie die thüringisch-sächsischen Geleitsrechnungen. In mancher Hinsicht vergleichbar sind etwa die von Lothar Schwetlik ausgewerteten Gottorfer Zollrechnungen⁴ oder die von Karl E. Demandt z. T. edierten Zollabrechnungen⁵. Man darf bei der Lektüre der vorliegenden Arbeit nicht vergessen, dass die Handelswaren, die den wettinischen Herrschaftsbereich durchliefen, immer nur punktuell oder streckenweise aufscheinen, doch dürfte es in den Nachbarterritorien kaum ähnliche Quellen geben, die es erlauben würden, den Fernhandelsverkehr gleichermaßen detailliert in alle Himmelsrichtungen weiter zu verfolgen. Den wettinischen Herrschaftsbereich querten bedeutende europäische Handelsverbindungen von Süden nach Norden und von Westen nach Osten. Die Handelszentren Erfurt und Leipzig liegen im Durchgangsgebiet zwischen dem oberdeutschen und hansischen Handel, aber auch zwischen dem rheinisch-westfälischen und dem ostmitteleuropäischen Handel. Das Buch Manfred Straubes verdeutlicht, dass auch globale Perspektiven der Handelsgeschichte um regionale Empirie nicht herumkommen. Die Bedeutung des wettinischen Territoriums in Mitteldeutschland für die deutsche und europäische Handels- und Wirtschaftsgeschichte wird durch dieses Buch nachdrücklich verdeutlicht.

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:
10.11588/frrec.2017.4.43386

Seite | page 3

- 4 Lothar Schwetlik, Der hansisch-dänische Landhandel und seine Träger 1484–1519, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 85/86 (1961) S. 61-130 und 88 (1963) S. 93-174.
- 5 Karl E. Demandt, Das Katzenelnbogener Rheinzollerbe 1479–1584, 3 Bände, Wiesbaden 1978–1981.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Petr Vorel, The War of the Princes. The Bohemian Lands and the Holy Roman Empire 1546–1555, Budapest (Central European University Press) 2015, 300 p., 8 ill., ISBN 978-1-943596-03-4, EUR 44,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par

Stephan Sander-Faes, Zürich

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:
10.11588/frrec.2017.4.43387

Seite | page 1

Mit »The War of the Princes« von Petr Vorel liegt eine Synthese vor, die aus mehreren Gründen Beachtung verdient: Einerseits, da das traditionell umfassend bearbeitete Thema der kaiserlichen Reichspolitik im Angesicht der europäischen Reformationen in und um den »unentdeckten Kontinent« (S. 3) Böhmen weitgehend eine »Wüste« ist¹; andererseits, da eine Reihe tschechischsprachiger Quellenbestände und neuere Literatur benutzt wurden, die in zum Teil markantem Gegensatz zu den historiographischen Traditionen deutscher und österreichischer Geschichtsforschung stehen (S. 7f.). Vorel formuliert eine Reihe Fragen (S. 8f.), die sich wie folgt kondensieren lassen: Warum und unter welchen Umständen vermochten es die böhmischen Stände, der Fürstenmacht Ferdinands I. nach Mühlberg Paroli zu bieten? Und wieso setzte sich die böhmische Spielart relativer konfessioneller Toleranz – *convivencia* – nach 1555 nicht durch?² Zwar hat auch Vorel keine eindeutige Antwort parat (S. 9), doch ist offensichtlich, dass seine Interpretation der Ereignisse und Entwicklungen teilweise von den überlieferten Deutungen der deutsch- und tschechischsprachigen Forschung abweichen.

Die Darstellung umfasst neben einer – zugegeben sehr knappen – Einleitung (S. 1–9), die die Grundzüge der Untersuchung darlegt, eine überaus interessante kartografische Darstellung (S. 10), die die böhmischen Länder *außerhalb* der Grenzen des Heiligen Römischen Reiches ausweist: dies ist in letzter Konsequenz Vorels These geschuldet, dass diese zwischen den 1480er Jahren und der sog. Readmission der böhmischen Kur (1708) nicht Teil des Alten Reiches waren (und hebt sich somit zudem markant von dem kartografischen »Bildkanon« der letzten knapp 150 Jahre ab³). Daran schließen insgesamt sechs Kapitel an, die ein spannendes Panorama dieses Jahrzehnts bieten und sich in zwei größere thematische Blöcke einteilen lassen (was der Autor *so* aber nicht getan hat): Der erste Teil umfasst die ersten drei Kapitel und bietet eine mehr oder weniger detaillierte, aber immerzu unter Berücksichtigung böhmischer Perspektiven erfolgende Darstellung der Ereignisse und Entwicklungen zwischen 1530 und 1555. Kapitel 1 (S. 11–37) dient hierbei als thematische Einführung und befasst sich mit der dräuenden Krise des Reiches zwischen 1530 und dem Kriegsausbruch und fokussiert vor allem die als »Problem« (S. 12) auftretende (lutheranische) Reformation im Angesicht von Reichsreform und kaiserlich induzierter Integration. Kapitel 2 verdichtet die

- 1 Vgl. den ähnlichen Punkt betreffend die englische Historiographie zu Böhmen in Laura Lisy Wagner, *Islam Christianity, and the Making of Czech Identity (1453–1683)*, Farnham, Burlington, VT (Ashgate), 2013, S. 1f.
- 2 Die Begrifflichkeit nach Thomas A. Brady, Jr., *German Histories in the Age of Reformations (1450–1650)*, New York (Cambridge University Press), 2009 (Hervorhebung im Original).
- 3 Vgl. Friedrich W. Putzger: *Historischer Schul-Atlas zur alten, mittleren und neuen Geschichte*, Bielefeld (Velhagen & Klasing), 1877, S. 20–21; <http://gei-digital.gei.de/viewer/resolver?urn=urn:nbn:de:0220-gd-5611059> (Zugriff am 25. Okt. 2017).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0/)

folgenden Konfliktmomente und widmet sich ausschließlich dem Schmalkaldischen Krieg (S. 39–66), wobei den Versuchen Karls V., die protestantischen Fürsten vor der Eröffnung der Feindseligkeiten gegeneinander auszuspielen besondere Bedeutung (S. 40) zukommt; der Fokus auf Böhmen ist auch hierbei deutlich sichtbar, was beispielhaft in der – im Gegensatz zu deren Position in der deutschsprachigen Forschung – lediglich cursorisch erwähnten Schlacht bei Mühlberg (S. 65f.) hervortritt.

Der zweite größere Block umfasst schließlich die zentralen Argumente des Buches und legt detailliert dar, wieso Vorels Fokus zum Teil von den etablierten Narrativen abweicht: Kapitel 4 (S. 83–104) identifiziert vier essentielle Aspekte, die die These stützen: das böhmische Staats- oder Verfassungsrecht (*státní právo*); die böhmischen Besitzungen im benachbarten Reich (vgl. hierzu die hilfreiche Karte auf S. 126), die Ferdinand I. als Begründung für eine an sich rechtlich problematische Intervention im »auswärtigen« Schmalkaldischen Krieg an der Seite seines Bruders diente; die konfessionellen Spezifika, die aus den Folgen der Hussitischen Revolution (František Šmahel) erwachsen; sowie die besondere Rolle der (Hoch-) Aristokratie innerhalb der böhmischen Ständemonarchie vor 1620. In diesem Abschnitt finden sich auch die Belege für die Interpretation Vorels, dass die Länder der Wenzelskrone *kein* Teil des Alten Reiches waren (S. 88f.), wobei der Autor einerseits die nicht unproblematische Argumentation des Staatsrechts aufgreift (S. 92f.), dessen Existenz und Bedeutung seit der »nationalen Wiedergeburt« (*národní obrození*) im 19. Jahrhunderts als Beleg für die fortgesetzte Eigenstaatlichkeit Böhmens Einsatz findet, sowie andererseits eine deutlich andere Position einnimmt als sie der Mainstream der jüngeren tschechischen Forschung vertritt (unerwähnt verbleibt jedoch die Vladislav'sche Landesordnung)⁴. Das darauf folgende Kapitel 5 (S. 105–25) detailliert die Grundzüge der ersten beiden Jahrzehnte von Ferdinands Herrschaft in Böhmen, oftmals eingebettet in größere paneuropäische Kontexte wie etwa die Beispiele des amerikanischen Silbers im Kontext der Joachimsthaler Bergwerke (S. 121) oder die so auch nicht bei Tom Brady auftauchende Bedeutung der konfessionellen Arrangements (S. 123) unterstreichen. Kapitel 6 (S. 127–84) legt die böhmische Teilnahme am Schmalkaldischen Krieg noch einmal ausgesprochen detailliert dar, wobei der Fokus auf dem diesen begleitenden (1.) böhmischen Ständeaufstand ruht. Kapitel 7 (S. 185–217) diskutiert die langfristigen Folgen dieser Episode, die in der konzisen Zusammenfassung (S. 219–25) zusammengeführt werden. Hilfreiche Personen-, Orts- und Sachregister (S. 259–72) runden die Synthese ab.

Problematisch wiederum erscheinen vielfach unglückliche Passagen, die sowohl aus der nicht immer gelungenen Übersetzung des Manuskripts, terminologischen Unschärfen (etwa S. 6, 16, 122f.) und der zum Teil ungeklärten Übersetzung der deutsch-tschechischen Terminologie (so findet sich z. B. Landtag bzw. *Český zemský sněm* mit »Land Diet« übersetzt) als auch der offenkundigen Schwächen des Korrekturvorgangs seitens des Verlags resultieren (etwa S. 12; 71, Anm. 10; S. 72, Anm. 12); erstaunlich ist zudem, dass

4 Beispielhaft Jaroslav Pánek: Ferdinand I. – der Schöpfer des politischen Programms der österreichischen Habsburger?, in: Petr Maťa und Thomas Winkelbauer (Hrsg.): Die Habsburgermonarchie 1620–1740. Leistungen und Grenzen des Absolutismusparadigmas, Stuttgart (Steiner), 2006, S. 63–72; vgl. ebenso dessen Synthese: The Czech Estates in the Habsburg Monarchy (1526–1620), in: Jaroslav Pánek, Oldřich Tůma u. a. (Hg.): A History of the Czech Lands, Prag (Karolinum Press), 2009, S. 191–229, inkl. Bibliographie.

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:
10.11588/frrec.2017.4.43387

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Joachim Bahlckes essentieller Beitrag keinen Eingang gefunden hat⁵ und auch die jüngere deutschsprachige Forschung nur cursorisch berücksichtigt wurde. Sehr positiv hingegen ist die Betonung einer neuen Blickweise aus der Perspektive Böhmens, das, wiewohl die übrigen Länder zwar mehrfach erwähnt werden, jedenfalls im Mittelpunkt steht. Somit hebt sich Vorels Synthese zwar von anderen weitaus umfassender bohemozentrischen Zugriffen⁶, wobei die vielfachen jüngeren tschechischen Studien zum 16. Jahrhundert sehr prominent Eingang finden.

Es steht zu hoffen, dass die Arbeit breit rezipiert wird und als Denkanstoß für die »größeren Bezüge« rund um die Mitte des 16. Jahrhunderts besonders im benachbarten deutschsprachigen Ausland diskutiert wird. Die fortgesetzte historiographische Integration der »Nebenländer« Mähren, Schlesien und der beiden Lausitzen in diese Debatten ist ebenso wünschenswert wie auch die Vermehrung bohemistischer Studien zur Frühneuzeit, die in naher Zukunft hoffentlich auch (endlich) die nachweißbergische Epoche (*Doba pobělohorská*) mit ähnlicher Aufmerksamkeit ausstattet wie dies für die Blütezeit der böhmischen Ständemonarchie bereits der Fall ist.

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:

10.11588/frrec.2017.4.43387

Seite | page 3

- 5 Regionalismus und Staatsintegration im Widerstreit. Die Länder der böhmischen Krone im ersten Jh. der Habsburgerherrschaft (1526-1619), München (Oldenbourg), 1994.
- 6 Man beachte etwa die komplette Absenz nichtböhmischer Positionen in Mikuláš Teich (Hg.): *Bohemia in History*, Cambridge (Cambridge University Press), 1998.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Nikos Wallburger, Raumordnung und Raumbegründung in politischen Umbruchszeiten. Das Département du Mont-Tonnerre unter französischer Verwaltung (1792–1815), Frankfurt a. M. (Peter Lang Edition) 2015, 361 S. (Konsulat und Kaiserreich. Studien und Quellen zum Napoleonischen Zeitalter, 3), ISBN 978-3-631-66893-1, EUR 64,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par

Andreas Rutz, Bonn

Die militärische Besetzung des Rheinlands durch französische Revolutions-truppen seit 1792/94 und die sukzessive Integration in den französischen Staat von 1798 bis 1814 markieren eine Epoche des tiefgreifenden Wandels in der Region. Kaum ein Bereich des öffentlichen und privaten Lebens blieb davon unberührt, nicht zuletzt wurde in dieser Zeit die politische Landkarte völlig neu gezeichnet. Und so ist vor dem Hintergrund des seit geraumer Zeit in der Geschichtswissenschaft prominenten »spatial turn« das Thema der in Mannheim bei Erich Pelzer entstandenen Dissertation von Nikos Wallburger mehr als einleuchtend. Es geht um die Begründung und Durchsetzung einer neuen Raumordnung im Rheinland in der französischen Zeit am Beispiel des Département du Mont-Tonnerre (Donnersberg), einem der vier 1798 ohne Rücksicht auf die bisherigen Territorialgrenzen gegründeten linksrheinischen Verwaltungsbezirke.

Der Autor verfolgt keinen systematischen Ansatz, der die verschiedenen raumkonstituierenden und -strukturierenden Praktiken der französischen und deutschen Akteure, also das „doing territory“ in seiner Gesamtheit in den Blick nehmen würde. Vielmehr beschränkt sich Wallburger auf den in diesem Zusammenhang zweifelsohne wichtigen Straßenbau. Eine umfassende Geschichte der Verkehrswege, ihrer Konzeption, Planung und Umsetzung sucht der Leser aber vergeblich. Die Akten zum betreffenden Thema dienen als Grundlage für eine historische Diskursanalyse, die die Motive und Strategien der Akteure mit Blick auf Straßenbau und Raumordnung klären soll. Vor dem Hintergrund des »spatial turn« und dessen Prämisse, dass Räume immer das Ergebnis von gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen sind, in denen die unterschiedlichen Akteure vielfach divergierende und konkurrierende Raumkonzepte verfolgen, scheint dies ein interessanter Ansatz. Allerdings leidet die Studie an einer gewissen Übertheoretisierung und argumentativen Redundanz. Einleitung und Kapitel 2 zum theoretisch-methodischen Vorgehen umfassen fast 70 der etwa 320 Seiten und auch die übrigen Kapitel und Unterkapitel werden zumeist mit methodischen Erörterungen unterfüttert, die vieles wiederholen, was der Leser bereits kennt. Dieser Eindruck wird noch dadurch verstärkt, dass Darstellung und Analyse der behandelten Aspekte häufig nur sehr knapp und exemplarisch ausgeführt werden, so dass die Angaben zum »Versuchsaufbau« überproportionales Gewicht erlangen.

Das etwa 70 Seiten umfassende Kapitel 3 liefert trotz einleitender methodischer Bemerkungen und diskursanalytischer Begrifflichkeit einen recht konventionellen Überblick zur politischen Organisation in den vier linksrheinischen Départements und insbesondere im Donnersberg-Departement. Das knappere Kapitel 4 diskutiert die »Konstitution der gesellschaftlichen räumlichen Ordnung des Département du Mont-Tonnerre« anhand des Straßenbaus. Eine genauere inhaltliche oder systematische Abgrenzung zu Kapitel 5, das



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)

schlicht mit »Der Straßenbau im Département du Mont-Tonnerre« betitelt ist und »den Hauptteil der diskursanalytischen Untersuchung der vorliegenden Arbeit dar[stellt]« (S. 185), ist nicht ersichtlich. Kapitel 6 beschreibt schließlich Kontinuitäten und Diskontinuitäten über das Ende der französischen Herrschaft hinaus.

Gerade die Kapitel 5 und 6, in denen einzelne Personen exemplarisch vorgestellt und Konflikte um konkrete Bauprojekte und Straßenführungen behandelt werden, zeigen, dass die von Wallburger untersuchten Akten und Sachverhalte spannende Einsichten in den Prozess der Raumbildung im französischen Deutschland vermitteln. Dieser folgte, wie das Beispiel des Straßenbaus zeigt, nicht ausschließlich einer zentralstaatlich geplanten und organisierten Logik, sondern bedingte auch die Mitwirkung der entsprechenden Behörden und Verantwortlichen vor Ort sowie regionalen und lokalen Unternehmern, die ihre Raumvorstellungen in den Prozess einbrachten. Genauer in den Blick genommen werden insbesondere der Präfekt Jeanbon St. André und der *ingénieur en chef* Eustache St. Far (Kap. 4.4), der *entrepreneur* und *associé* Pierre François Paravey (Kap. 5.4) sowie der Kaufmann und *entrepreneur* Jakob Kaetzer (Kap. 5.5), also sowohl politische bzw. staatliche Akteure als auch solche aus dem regionalen und lokalen Wirtschaftsbürgertum, die geschäftlich am Straßenbau beteiligt waren. Als wichtigstes Bauprojekt wird die *route impériale* von Paris und Mainz eingehender behandelt (Kap. 5.6). Gerade im Zusammenhang dieses Infrastrukturprojekts ergaben sich zahlreiche Konflikte zwischen den unterschiedlichen, in den Straßenbau involvierten bzw. von diesem betroffenen Hierarchieebenen und Akteuren. Interessant erscheint etwa das Engagement der Kommunen, an die Straße »angeschlossen« zu werden und auf diese Weise längerfristig von der neuen Raumordnung zu profitieren. Die diesbezüglichen Konflikte, Verhandlungen und Aushandlungsprozesse werden in diesem wie in anderen Fällen leider nicht ausführlicher dargestellt, so dass die präsentierten Schlussfolgerungen und Ergebnisse letztlich sehr abstrakt bleiben.

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:

10.11588/frrec.2017.4.43388

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Susanne Wegmann, Der sichtbare Glaube. Das Bild in den lutherischen Kirchen des 16. Jahrhunderts, Tübingen (Mohr Siebeck) 2016, X–370 S. (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation. Studies in the Late Middle Ages, Humanism and the Reformation, 93), ISBN 978-3-16-154665-5, EUR 99,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par

Marc Lienhard, Strasbourg

L'auteure commence son exposé en présentant l'état de la recherche. Elle est d'avis que les travaux consacrés aux images dans les églises luthériennes ont réduit le rôle des images. Elles ne seraient qu'une illustration de la Parole [de Dieu] à des fins pédagogiques. La Parole est placée au-dessus de l'image (p. 14). Il faut éviter le sentimentalisme. Mais, selon Susanne Wegmann, le rôle de l'image n'est pas seulement didactique. Elle rappelle que Luther admirait le «voir». Le visuel doit conforter et toucher l'affectivité (p. 20). Il faut unir le voir et le croire. »Le spectateur doit être conduit vers la foi de manière affective« (p. 23). »Comme la Parole, l'image doit effrayer, exhorter et consoler« (p. 201).

L'auteur expose par ailleurs la manière dont l'image exprime l'identité luthérienne. Elle est une arme dans le combat contre d'autres conceptions, telles que celle des réformés au sujet de la cène, comme le montre une illustration reproduite à la page 302. Mais, plus largement, les images dans les églises luthériennes contribuent à visualiser de manière positive, et pas nécessairement polémique, l'identité luthérienne. Elles sont un commentaire des cérémonies cultuelles (p. 48, 76). Elles sont même »un discours sur la présence réelle du Christ et sur la doctrine luthérienne de l'ubiquité« (p. 57). Mais, si les images dans les églises représentent l'histoire du salut et rendent proche la grâce du Christ (p. 200), elles ne transmettent pas, à la différence des sacrements, la présence du Christ.

Le troisième chapitre du livre est consacré aux créateurs d'images, c'est-à-dire les artistes, et aux donateurs qui ont commandé les images. En un premier temps, les artistes s'inquiétaient des mouvements iconoclastes qui accompagnaient souvent les débuts de la Réforme, et qu'on trouve d'ailleurs dès le Moyen Âge. L'auteur avait déjà évoqué dans le chapitre précédent la « plainte » des images en proie à la destruction (p. 37 et suiv.). Cette plainte sera bientôt sans fondement, comme le montre ce troisième chapitre. Dans l'espace luthérien, les images dans les églises seront considérées comme un fruit légitime de la foi et une contribution au bien-être de la communauté. Mais les donations n'ont pas de caractère méritoire. Les épitaphes créées à la fin du Moyen Âge reliaient les vivants aux défunts (p. 100) en incitant les fidèles à prier pour ces derniers ou en sollicitant leur aide. Une telle perspective ne se retrouve plus dans l'approche luthérienne. Celle-ci privilégie le souvenir des défunts et la reconnaissance à leur égard (p. 162). L'auteur écarte l'idée que les images dans les églises luthériennes exprimeraient aussi les convictions religieuses personnelles des artistes (p. 151). Cela ne serait le cas qu'à la fin du XVI^e siècle.

L'un des mérites du présent ouvrage est de se fonder sur une présentation et une analyse d'un ensemble d'images, de retables et d'autres expressions visuelles présentes dans un certain nombre d'églises luthériennes, surtout en Allemagne de l'est. On appréciera les riches parties de la fin de l'ouvrage. Les



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

pages 238 à 314 reproduisent toutes sortes de tableaux, d'épitaphes et autres illustrations dont une belle vingtaine en couleur. Une abondante bibliographie, presque exhaustive, clôt le volume (p. 323–364).

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:
10.11588/frrec.2017.4.43389

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Robert Wellington, Antiquarianism and the Visual Histories of Louis XIV. Artifacts for a Future Past, London, New York (Routledge) 2015, XIV–258 p., ISBN 978-1-4724-6033-2, GBP 65,00.

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:
10.11588/frrec.2017.4.43390

Seite | page 1

rezensiert von | compte rendu rédigé par

Albert Schirmeister, Berlin

Die historiografischen Praktiken im Rahmen der monarchischen Repräsentation König Ludwigs XIV. sind aus unterschiedlichen Perspektiven und mit verschiedenen Schwerpunkten thematischer und medialer Art untersucht worden¹. Wellingtons Buch ordnet sich nicht nur in diese Forschungen ein, für die Louis Marin sicherlich die dauerhaft wirksamsten Anregungen gegeben hat², sondern er gewinnt auch neue Einsichten zur Multimedialität antiquarischer und historiografischer Praxis.

Ziel seiner Studie ist es, nachzuweisen, wie die antiquarischen Praktiken, zumal der Münzkunde, die *image maker* des Königs zur Produktion neuer Objekte und Bilder mit einer besonderen temporalen Qualität inspirierten (S. 2f.): Die Medaillen – und nicht zuletzt die Medaillenbücher und auch das Cabinet des médailles – seien in besonderer Weise für die Konstruktion einer »vergangenen Zukunft« konzipiert worden. Im Unterschied zu einer rein antiquarischen Praxis, der es um Genauigkeit gehe, eigne dieser numismatischen Kultur eine historiografische Diskursivität »that outlines cause and effect in order to draw together narrative of people living in a particular time and place« (S. 5). Die im Titel formulierte und in der Einleitung ausgeführte Nähe zu Kosellecks geschichtstheoretischen Überlegungen spielt allerdings im weiteren Verlauf der Untersuchung keine Rolle.

Wellington hat seine Untersuchung in sieben Kapitel angeordnet, die Institutionen, Personen und Praktiken des numismatischen Antiquarianismus behandeln. Er beginnt mit einem allgemeineren Abschnitt über die Rolle des Antiquarianismus am Hof, konzentriert auf den französischen Hof von Franz I. bis Ludwig XIII. und auf seine Verbindung mit Erziehung und Sammlung. Dieser erste Abschnitt fungiert allerdings eher als (zuweilen ungenaue) Einleitung, die eigentliche analytische Darstellung beginnt in den folgenden Kapiteln, die der Petite Académie, dem Cabinet des médailles, den Medaillenbüchern, den Porträts und ihrem Zusammenhang mit den Münzen sowie abschließend den »numismatischen Resonanzen« in anderen Medien gewidmet sind.

In dem von Wellington (wie in englischsprachigen Büchern ja leider üblich) nur in Übersetzung zitierten Brief des königlichen Bibliothekars Pierre Carcavi, der zum Erwerb antiker Schriften, Münzen und anderer Objekte anleiten soll, werden interessante Kriterien zur Einschätzung von Wert und Authentizität der Objekte in einem Katalog aufgestellt (S. 82). Von Carcavi werden Münzen und Medaillen unterschiedslos zusammengenommen. Wellington hätte dies sicherlich thematisieren können und daraus weitere Aussagen über die königliche Beschäftigung mit den antiken Vorbildern für

- 1 Diese Forschung wird grundsätzlich wahrgenommen und zitiert, zu nennen u. a.: Hendrik Ziegler, *Louis XIV et ses ennemis, Image propaganda et contestation*, Paris 2013 (nach dieser frz. Übersetzung zitiert); Peter Burke, *The Fabrication of Louis XIV*, New Haven 1992.
- 2 Louis Marin, *Portrait of the King*, Minneapolis 1988 (zitiert nach dieser engl. Übersetzung, OA 1981).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)

die eigene Medaillenproduktion gewinnen können. Denn den engen Zusammenhang zwischen beidem, Sammlung und Produktion, weist Wellington nach.

Die Medaillen hätten bewiesen, dass sie, so zitiert Wellington Talleraud aus der Einleitung der »Médailles sur les principaux événements du règne de Louis le Grand«, dauerhafte Monumente seien, geeignet dazu, große Ereignisse der Nachwelt zu überliefern. Diese Publikation sichert nun die legitime Interpretation durch spätere Rezipienten (insbesondere Historiker) ab, indem sie die Abbildungen durch Kommentare und Erläuterungen begleitet. Die Vorderseite eines jeden Blattes des Buches zeigt oben die Vorder- und Rückseite der Medaillen mit ihren Umschriften, dann darunter eine Erklärung (vgl. S. 139f.), die Rückseiten sind leer, womit ein Durchscheinen und Vermischen von Vorder- und Rückseitendruck vermieden wird und die Wertigkeit des Buches unterstrichen wird. Dass Wellington dieses Layout und die Seitengestaltung nicht thematisiert, ist angesichts seines Erkenntnisinteresses doch verwunderlich. Er übersieht dadurch nicht zuletzt die große Nähe zu den Emblembüchern der Renaissance und des Barock, die ja in gleicher Weise zwei textliche und ein bildliches Element eng aufeinander beziehen (und verschenkt so eine diskursive Tiefenschärfung). Er hebt dagegen den besonderen Rang der Publikation in eigener Schrifttype und in kostbarer Gestaltung hervor – ob dies aber wirklich als ein Ersatz für (nach kostspieligen Kriegen) zu teure Paläste (S. 138) anzusehen ist?

Die Bedeutung der Medaillen wird, wie Wellington überzeugend darlegt, also durch Institutionen und das Zusammenspiel verschiedener Medien gesichert und mit anderen repräsentativen Praktiken verknüpft. Dazu gehört auch die Kontrolle und Zensur konkurrierender Werke: Der Zugriff der Medaillengeschichte von Méneestrier auf die von der Petite Académie gestalteten Medaillen wird massiv eingeschränkt, zudem darf sie nicht als »Histoire du roy par les médailles« erscheinen, sondern nur als »Histoire du règne de Louis le Grand« (S. 134f.). Wellington zeigt, wie die Medaillen in besonderer Weise dazu beitragen, die legitime Darstellung der königlichen Physiognomie festzulegen, indem er in einer zugleich zeitgenössischen und antikisierenden Weise in eine Reihe mit großen, heldenhaften Anführern gestellt wird (S. 168). In einer relativ simplen Typologie unterscheidet er einfache, metaphorische und gemischte Darstellungen.

Wellington gelingt es weiterhin, nachzuweisen, wie eng Le Bruns Gestaltung des Spiegelsaals in Versailles mit den Medaillen zusammenhängt und von ihnen abhängt – er spricht dabei von einer »numismatischen Ästhetik« (S. 196): Die erste Gestaltung in dieser Ästhetik durch Le Brun fänden sich in Vaux-le-Vicomte (v. a. im Saal der Musen), dort mit dem Ziel, höfische Gelehrsamkeit zu feiern, während Wellington der Medaillenästhetik in Versailles eine didaktischere Ausprägung zuschreibt, die die königliche Geschichte mit der Unveränderlichkeit der alten Gemmen und Medaillen parallelisiert – diese letztere Interpretation überzeugt, der Gegensatz zu Vaux-le-Vicomte hingegen (auch aufgrund der ausbleibenden Beschreibung und Analyse) bleibt bloße Behauptung (S. 201). Hervorragend ist es, wie Wellington den räumlichen Aspekt königlicher Repräsentation mit historiografischer, antiquarischer Praxis verbindet. Die Katalogisierung der Sammlung führt zu ihrer Vervollständigung, weil der König nur eine komplette, chronologisch lückenlose Sammlung besitzen und vorzeigen soll (S. 93). Die königliche *magnificence* bindet die Gelehrsamkeit an den Hof, sie ermöglicht (panegyrische) Geschichtsschreibung. Indem Wellington auf die räumliche Entwicklung für das Cabinet des médailles (vom Louvre über die Nähe zur königlichen Bibliothek bis nach Versailles) eingeht, wird diese enge Bindung deutlich (und hätte vielleicht

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:
10.11588/frrec.2017.4.43390

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

noch expliziter gemacht werden können, aber das ist kleinkrämerisch). Die Gestaltung des Cabinet und seiner Einrichtungsgegenstände weist sie nicht allein als königlich, sondern als persönlich mit Ludwig XIV. verbunden aus – dies wird in Wellingtons Darstellung wunderbar (und ebenso schön illustriert) verdeutlicht, nicht zuletzt auch im Epilog, der auf die Kurzlebigkeit des Projektes und sein Ende bald nach dem Tod Ludwigs XIV. hinweist: Statt eines triumphalen Gestus könnten die Medaillen nur noch mit Nostalgie betrachtet werden, das Cabinet des médailles verfallt bereits 1723 (S. 219).

Zwei Einwände trüben das Bild: einerseits eine zuweilen unvollkommene analytische Tiefenschärfe, andererseits, dass die Behandlung der Multimedialität grundsätzlich innerhalb der Bildlichkeit bleibt. So bleibt der Zweifel, ob Wellingtons These eines *material turn* in der Ludovizianischen Geschichtsdarstellung ihre Suggestivkraft auch dadurch gewinnen könnte, dass er das Zusammenspiel mit textuellen Elementen vernachlässigt. Analytisch hätte die These durch die Thematisierung der Zusammenhänge mit schriftlicher, historiografischer Praxis sehr viel gewinnen können und kaum an Überzeugungskraft einbüßen müssen.

Insgesamt aber sind die Darstellung und die Deutung numismatischer Historiografie und ihres Wirkens auf die Räumlichkeit der monarchischen Herrschaftsrepräsentation überzeugend. Vor allem vermittelt die detaillierte, vielseitige Behandlung der unterschiedlichen Ebenen und Orte, in denen und auf denen Bildlichkeit realisiert wird, auf instruktive Weise die Materialität von Repräsentationen: Geschichtswissenschaftliche Auseinandersetzungen mit der bildlichen Repräsentation monarchischer Herrschaft kann hiervon nur profitieren.

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:
10.11588/frrec.2017.4.43390

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Gérard Sabatier, Versailles ou la disgrâce d'Apollon, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2016, 360 p., 66 fig. en n/b, 17 pl. en coul. (Histoire. Aulica. L'Univers de la cour), ISBN 978-2-7535-5195-4, EUR 24,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par

Helen Watanabe-O'Kelly, Oxford

Every scholar who works on cultural history in the era of Louis XIV and more precisely on Versailles knows the work of Gérard Sabatier. His first book »Versailles ou la figure du Roi« which appeared in 1999 already presented an analysis of the iconography of the palace. In 2015 he co-curated an exhibition with Béatrix Saule to mark the tricentenary of Louis XIV's death »Le roi est mort. Louis XIV. 1715« and in between he published such works as »Les monarchies de France et d'Espagne, 1556–1715. Rituels et pratiques« with Sylvène Édouard (2001), »Le prince et les arts: Stratégies figuratives de la monarchie française de la Renaissance à l'âge baroque« (2010), »Louis XIV espagnol? Madrid et Versailles, images et modèles« (with Margarita Torrione, 2009), Sylvène Édouard. »Les jésuites et le monde des images« (2009) and the great three-volume series with Juliusz A. Chrościcki and Mark Hengerer on princely funerals: »Les funérailles princières en Europe, XVI^e–XVIII^e siècle« (2012, [2013](#) and 2015). In addition, he is the President of the Research Board of the Centre de recherche du château de Versailles. This monograph, therefore, is the work of a real expert, pulling together the threads of a lifetime's research into the subject he is discussing.

The aim of the book is to challenge the notion of Versailles as the Palace of the Sun, marketed as such today to its thousands of visitors. Sabatier wants us to see how Versailles developed over the period of its construction and of its role as the seat of government. As the title of the book already makes plain, he sees that development as a negative one in its abandonment of an originally noble iconographic programme. This is how he puts it in his summing up at the end of the book: »Appauvrissement d'un univers vidé du foisonnement des dieux pour se réduire au seul prince qui le remplit tout entier« (p. 313).

To demonstrate his thesis, Sabatier takes us on a tour of the palace and its development, room by room, painting by painting. He begins with the transformation of the original hunting lodge into »Le palais du Soleil« (chapter I), discussing the way in which the myth of Apollo was deployed in the fountains and statues at the beginning of the reign of Louis XIV. He then goes on to show in chapter II (»Les appartements, ou les vertus du roi«), how the king's apartments, structured according to the planets, have to be decoded as a portrait of the king as »la somme des héros antiques« (p. 61). He then goes on in Chapter III to analyse the iconographic programme of the staircase known as »l'escalier des Ambassadeurs« and in chapters IV, V and VI that of the galerie des Glaces. These spaces present Louis as the hero who has come to dominate the whole of Europe and are, says Sabatier, executed in an Italianate Baroque style and their laudatory imagery, created during the first twenty years of Louis's reign, has to be deciphered. In a fascinating chapter VI entitled »Politique de la galerie«, he does the deciphering for us, showing how the décor of the space presents on the one hand a new European order and on the other a new political system, that of absolutism.

In chapter VII (»Louis-Auguste«), chapter VIII (»Publier la puissance de Louis«) and chapter IX (»Pour le Plaisir du public«) Sabatier goes on to show



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](#)

how, in the thirty-five years in which Versailles was the seat of the French government, the iconography changed from lauding the hero according to an Italianate model to presenting power through an imperial and classical model. Sabatier clearly hates this development. He already nails his colours to the mast on the back cover of the book:

»La délicatesse de l'art le cède à l'expression de la puissance. Cela passe par le primat de l'architecture, une boulimie cumulative transformant les jardins en musée de la sculpture antique, la promotion des performances techniques où l'hydraulique somptuaire tient désormais la première place. La disgrâce d'Apollon ne se constate pas seulement dans les phases successives de l'histoire du lieu, mais dans son fonctionnement, c'est-à-dire dans l'usage qui en a été fait, les prescriptions édictées à destination des visiteurs, le ressenti dont ont témoigné les hôtes.«

Sabatier sees in this the paradox that Versailles on the one hand plays a central role in the construction of the French monarchy and on the other that it contains within its iconographic programme the seeds of the crisis of absolutism that brought that monarchy to an end (p. 315).

This book, beautifully illustrated in both black-and-white and colour, is never less than interesting and challenging. Its overwhelming wealth of details means, however, that it should ideally be read while traversing the palace and the gardens of Versailles. Only in this way can a reader do justice to the knowledge of the palace and the command of sources that Sabatier displays. Only in this way can we decide if we agree with Sabatier's critique of this iconic building or not.

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:
10.11588/frrec.2017.4.43391

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Peter Borsay, Jan Hein Furnée (ed.), Leisure cultures in urban Europe, c. 1700–1870. A transnational perspective, Manchester (Manchester University Press) 2015, XVIII–293 p. (Studies in popular culture), ISBN 978-0-7190-8969-5, GBP 75,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par

Bernard Bruno, Bruxelles

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:
10.11588/frrec.2017.4.43393

Seite | page 1

Depuis les années 1990, l'histoire des transferts culturels, tout comme celle des loisirs, a connu un extraordinaire développement. C'est au croisement de ces deux champs de recherche que se situe ce volume. Fort judicieusement, les éditeurs ont choisi d'étendre la recherche jusqu'au cœur de la révolution industrielle, période où l'on peut commencer à parler d'une «culture de masse», même si les ségrégations sociales et culturelles sont encore présentes dans une société où la place et la conduite attendue des femmes, très variable selon les lieux, est très codifiée, et où une tension apparaît entre un esprit des Lumières par essence européen, et des nationalismes naissants.

On ne s'étonnera pas de voir l'Angleterre, patrie d'origine de nombreux loisirs collectifs, mais aussi du tourisme, occuper une place de choix dans ce volume. On peut notamment attribuer son avance en la matière aux très nombreuses et très fréquentées *public houses*, autour desquelles s'organisent quantité d'activités ludiques tarifées, de sports, mais aussi de jeux d'argent, ainsi qu'à la disparition des structures corporatives qui, sur le continent, ont pu parfois empêcher les loisirs de se diversifier. C'est aussi en Angleterre qu'apparaissent, dès le milieu du XVIII^e siècle, les sports règlementés – avec public populaire, joueurs quasiment professionnels, et infrastructures *ad hoc* –, qui y font d'ailleurs souvent l'objet de paris (Peter Clark, Helsinki).

Ainsi, la commercialisation apparaît-elle comme un élément concomitant à la démocratisation des loisirs. On la retrouvera par exemple sur les «boulevards» parisiens, espace de loisirs créé dans les années 1770, et où se développe notamment le genre, très populaire mais moralement très controversé, du mélodrame (Carlotta Sorba Padoue), mais aussi dans les institutions récréatives – théâtres, *vauxhalls* pour les bals, parcs de loisirs, cafés et restaurants – créées surtout à partir du début du XIX^e siècle dans les villes suédoises, et qui participent tout de même à une certaine ségrégation sociale (Dag Lindström, Uppsala).

Cette démocratisation, même relative, des loisirs, entraîne inmanquablement une plus grande et nouvelle mixité sociale, notamment dans les parcs publics, dont l'accès est parfois limité et toujours réglementé, la conduite du *vulgum pecus* y faisant régulièrement l'objet de remarques et de sanctions, tout comme c'est le cas au théâtre. À Paris comme à Londres, on constate par conséquent, au XVIII^e siècle, une étonnante prolifération de manuels de civilité, même si le modèle «courtisan», qui demeure dominant en France, est quelque peu discrédité en Angleterre, depuis la Glorieuse Révolution de 1688 (Laurent Turcot, Québec).

Français et Anglais sont d'ailleurs les plus fréquents visiteurs les uns des autres, mais c'est parfois au prix de certaines déconvenues, qui marquent bien les limites religieuses et morales des transferts culturels transnationaux. Que les dimanches sont tristes, en effet, pour un Français, dans l'Angleterre puritaine; que les bourgeois, confinés dans leur *home sweet home*, y sortent peu; et que les femmes y sont silencieuses lorsqu'elles se montrent au bal! L'Anglais, lui, peut voir au contraire dans la frénésie parisienne de distractions



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0/)

nocturnes assez débridées – et que tous fréquentent – un effet compensatoire au régime plus corseté qui gouverne la France, et qui y explique sans doute également l'absence d'équivalent de ces *coffeeshouses* anglaises où les journaux sont lus avidement et donnent lieu à des discussions politiques enflammées (Clarisse Coulomb, Grenoble).

Un parallèle pourrait être tracé, ici, avec les cafés d'Istamboul, très nombreux dès le XVI^e siècle. Lieu de vie exclusivement masculin, et où l'on ne sert ni repas ni alcool, ils sont en effet aussi le réceptacle de vives et fréquentes discussions politiques, dont la géopolitique européenne n'est d'ailleurs pas exclue. C'est là, par exemple, que les janissaires, auteurs de nombreux coups d'état, recrutent une partie de leurs partisans, et qu'un théâtre d'ombres satyrique moque régulièrement les travers des gouvernants. Assis en tailleur sur des banquettes, artisans, commerçants, fonctionnaires, militaires, mais aussi dignitaires religieux, *muhtar* – maire de quartier – et quelquefois espions du pouvoir, s'y côtoient, y traitant d'affaires privées mais aussi commerciales. Apparue en Occident à partir du milieu du XVII^e siècle, l'institution gagnera peu à peu en mixité, tandis que la mode du café littéraire, créée à Paris au XVIII^e siècle, fera le chemin inverse en 1861, à l'initiative d'intellectuels de la bourgeoisie stambouliote occidentalisée (Cengiz Kirli, Istamboul).

La géopolitique peut, elle aussi, être à l'origine de transferts culturels, ainsi que le montre l'exemple de la Belgique, envahie au milieu du XVIII^e siècle par les troupes françaises, et dont l'opéra et la formation musicale seront durablement marqués, dans la capitale, par l'influence des modes musicales parisiennes, avant que la poussée du mouvement flamand ne tente, sans grand succès, d'y acclimater la musique allemande à partir des années 1840 (Koen Buyens, Bruxelles).

Quant à la peinture et à la sculpture, elles sont loin de se renfermer alors dans des musées par ailleurs pleins de vie: la rue, les vitrines des marchands d'art, les ateliers des artistes, les académies des beaux-arts, les associations culturelles et artistiques sont des endroits de sociabilité intense assez peu différents, à cette époque, des clubs, cafés et autres salons (J. Pedro Lorente, Saragosse).

Foyers par excellence de transferts culturels, les villes d'eaux, dont Bath constitue un modèle, offrent à un public d'élite un concentré de tous les plaisirs: promenades, théâtres, bals et concerts, maîtres à danser ou de cérémonie, peintres portraitistes, jeux d'argent, vie mondaine, hôtels, restaurants et cafés. Et l'internationalisation y est d'autant plus poussée que, tant le public que les personnels des diverses infrastructures et divertissements sont de nationalités très diversifiées, tandis que l'architecture »thermale« d'inspiration palladienne (*crescents*, colonnades, rotondes) connaît, elle, une vogue européenne. Sans doute cette relative homogénéisation – où l'usage commun du français a sa part – doit-elle à la fois ses origines à la pratique britannique du *Grand Tour* en France et en Italie, au caractère européen des Lumières, et aux effets unificateurs de la mode. Bath ne fait ici souvent qu'adapter puis réexporter un certain nombre de modèles-types (Peter Borsay). Outre leur extraordinaire équipement en infrastructures de loisir, et leur rôle important dans le ballet diplomatique européen, la vogue alors commençante des villes d'eaux – elles ne connaîtront leur véritable apogée que plus tard – s'explique aussi par un autre phénomène culturel européen: celui du rousseauisme, qui les fait apparaître comme des havres de paix, comparées à des villes de plus en plus polluées par les effluves, le bruit, et la mixité sociale forcée qu'apporte avec elle l'industrialisation (Jill Steward, Newcastle).

Concomitante de celle-ci, l'implantation du chemin de fer a sans aucun doute été un vecteur favorable au développement du thermalisme, et a eu

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:
10.11588/frrec.2017.4.43393

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)

pour conséquence sa démocratisation croissante, tout comme celle des stations balnéaires, elles aussi de création anglaise, Boulogne et Dieppe en étant les premiers rejets sur le continent. Bien que jouant un rôle relativement mineur dans les transferts culturels transnationaux, elles sont tout de même, au niveau britannique, l'occasion de contacts entre des populations venues des « quatre royaumes ». L'exemple de Brighton – plage préférée du prince régent, que la reine Victoria désertera assez vite, en raison de sa fréquentation devenue trop mélangée –, ou celui de Biarritz, montrent toutefois que, comme dans tout espace public ouvert et facilement accessible, ainsi qu'on l'a vu déjà pour les parcs publics, c'est un renforcement des clivages et stéréotypes sociaux qui s'opère sur les plages, mais aussi sur les promenades et dans les lieux fermés de divertissement, plutôt qu'une véritable perméabilité culturelle (John K. Walton, Vitoria).

Une vingtaine d'illustrations en noir et blanc, un index thématique et géographique ainsi qu'une bibliographie récapitulative, viennent compléter et agrémenter cet intéressant volume qui dresse un panorama assez complet de la question pendant la période évoquée.

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:

10.11588/frrec.2017.4.43393

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Matthias Emil Ilg, Constantia et Fortitudo. Der Kult des kapuzinischen Blutzeugen Fidelis von Sigmaringen zwischen »Pietas Austriaca« und »Ecclesia Triumphans«, 2 Bde. Münster (Aschendorff) 2016, 1485 S., zahlr. s/w Abb., ISBN 978-3-402-13164-0, EUR 88,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par

Georg Philipp Kolb, Fremdingen

Der 1622 im Zuge des Prättigauer Aufstandes von reformierten Bauern erschlagene Kapuziner Fidelis von Sigmaringen ist unter den insgesamt 55 Personen, die in den Jahren zwischen 1588 und 1767 kanonisiert wurden, der einzige deutscher Herkunft und neben dem Böhmen Johannes von Nepomuk auch der einzige Blutzeuge der Epoche. Die vorliegende Dissertation untersucht die bislang von der Forschung vernachlässigte Verehrungsgeschichte des Fidelis bis zu seiner Seligsprechung im Jahr 1729. Dabei versucht der Autor einerseits, die Höhen und Tiefen des Fideliskultes in Verbindung mit den federführenden Kräften des frühneuzeitlichen Konfessionsstaates zu bringen. Andererseits richtet der Autor sein besonderes Augenmerk auf die hinter dem Kult stehenden personellen Netzwerke, die teilweise schon zu Lebzeiten Fidelis' entstanden sind. Dementsprechend werden die in den Akten des Mailänder, des Konstanzer und des Churer Informationsprozesses enthaltenen Zeugenaussagen mit den Netzwerken verknüpft; dabei ist jedem an der Kultgenese beteiligten Zeugen eine Nummer beigelegt, mit Hilfe derer man in einem Wunderverzeichnis im Anhang den sozialen Status, die Beziehungen und Wundererfahrung des Zeugen nachschlagen kann. Als weitere Quellengrundlage dienen der »Processus Curiensis de annis 1644 et 1645 super miraculis«, der »processus Curiensis super non cultu«, der »processus Curiensis super novis miraculis« von 1710, Korrespondenzen und besonders die literarische Kultpropaganda. Einen breiten Raum nimmt auch die Untersuchung der Entwicklung der bildlichen Darstellungen des Märtyrers ein. Da sich der Fideliskult vor allem entlang der Spanischen Straße verbreitete, bezeichnet diese auch das Untersuchungsgebiet der Studie. Den Untersuchungszeitraum gliedert der Autor in zwei Phasen: Kultphase I (1622–1672), die Aufstieg und erste Restriktionen des Märtyrerkults umfasst, und Kultphase II (1672–1729), die den steinigen Weg bis zur Seligsprechung nachzeichnet.

Der Beschreibung von Kultphase I ist eine Lebensbeschreibung des Fidelis von Sigmaringen vorgeschaltet. Größere Aufmerksamkeit verdient hier Fidelis' Rolle als *praefectus missionis in Rhetia* im Zusammenhang mit dem Religionsmandat, das in der Literatur kontrovers diskutiert wird; zudem ist das Vorgehen Fidelis' auch mit Blick auf die kanonistische Bewertung seines Todes als Martyrium relevant. Der Missionspräfekt hat ein Mandat ausgearbeitet, das in weiten Zügen zwar eine Einschärfung bereits verordneter Maßnahmen darstellte, das den reformierten Prättigauern jedoch auch den Besuch der kapuzinischen Predigt und Katechese zwingend auferlegte, was von der Innsbrucker Regierung abgelehnt wurde. Der Autor verweist allerdings auf im Konstanzer Informationsprozess erwähnte Briefe des Erzherzogs Leopold, in denen Fidelis ein »individueller Missionierungsbefehl« (S. 188) zugesprochen wird, aus denen aber, solange sie nicht aufgefunden sind, eine Erlaubnis zur Veröffentlichung des Mandats nicht abzuleiten ist. Im Folgenden ist der Autor bemüht, die Mission des Fidelis, die weitgehend erfolglos blieb, als legitim



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

zu erweisen, auch wenn die verzweifelten Kapuziner ohne Absprache mit der Obrigkeit die gewaltsame Durchsetzung des Predigtbesuchs ankündigten. Die Veröffentlichung des Religionsmandats einschließlich der Durchsetzung des Predigtbesuchs wird schließlich dem »ehrgeizige[n] Kriegsmann« und »impulsiven Welschtiroler« (S. 201) Oberst von Baldirone zugesprochen, der durch die Predigtverweigerung einerseits seine Autorität als Gouverneur in Frage gestellt sah, andererseits von Fidelis zur Veröffentlichung bewegt werden konnte - auch unter Vorlage der erwähnten erzherzoglichen Briefe.

Der Autor macht als Leitbild der Kultentwicklung den Märtyrerheros aus. Dieser nährt sich philosophisch vom zeitgenössischen Stoizismus und fügt sich politisch gut in die Konzepte der Selbst- und Sozialdisziplinierung ein. Andererseits werden die Reliquien eines gemarterten Leibs bei der in Kriegzeiten besonders zu Tage tretenden Hinfälligkeit der menschlichen Natur zu einem kostbaren Gut, dessen Verehrung physisch und psychisch zur Bewältigung des Alltags im Kriege beiträgt. So war der Kult des Fidelis von Sigmaringen »eine kriegsgenerierte Frucht der Volksfrömmigkeit und fand nicht zuletzt über den sozialen Spagat, den der Reformorden der Kapuziner [...] beherrschte, Eingang in die *Pietas Austriaca*« (S. 257). Es schließt sich eine enorme Vielzahl von Beobachtungen zur literarischen, bildlichen und musikalischen Kultpropaganda an. Auch die Rolle von »Kultaktivisten« wie des Alexius von Kirrweiler oder des gelehrten Fidelisfreundes Placidus Vigell von Mehrerau wird analysiert. Dem Abt Placidus wird auch die Autorschaft an der Konstanzer Flugblattvita von 1623 zugewiesen, die die bildliche und literarische Kultpropaganda maßgeblich beeinflusst. Das »Vorarlbergische Kriegs-Geschichtsbuch« des Mehrerauer Benediktiners Franz Ransperg zitiert einen Fidelisbrief aus dem Jahr 1620. Beim Vergleich der Transkription (S. 743–745) mit der beigefügten Abbildung 7.2.2. sind dem Rezensenten einige Fehler aufgefallen. Diese sind zwar an sich unbedeutend, dennoch sollen sie aufgeführt werden, da der Autor den Anspruch erhebt, den Brief erstmals vollständig zu »edieren« (S. 743). So fehlt unter anderem zwischen »cogunt« und »pisces« ein »ipsi«, »quam pisces« heißt »quam piscis«, »quas de« muss »quos de« gelesen werden; das von Della Scala¹ gelesene »Deo« verbessert der Autor in ein sinnloses »Div.«, dabei heißt es »Deu(m)«, das folgende entsprechend »Ter Opt(imum) Max(imum)«; anstelle von »Exoraturus« muss es »Exoraturi« heißen. Es folgen zwei elegische Disticha, kein »Vierzeiler« (S. 745). In dem Passus dankt Fidelis stellvertretend für die Kapuziner für die von der Abtei Mehrerau empfangene Förderung und verspricht, mit allen Kapuzinern Vergeltung dafür zu erfliehen. »Exoraturi« steht im Plural, daher versichert Fidelis hier gerade nicht nur seines Gebetes, was man mit dem Autor bei »Exoraturus« annehmen müsste, sondern aller Kapuziner, wozu auch das folgende »nostro nomine« passt. Dies mag nun ein Argument für die Echtheit des Fidelisbriefes sein, doch entbehrt dadurch die vom Autor vorgeschlagene Interpretation der Vanitasformel, mit der Fidelis - »brevi vermium esca« - unterzeichnet, als »Ausfluss einer höheren Wahrheitssuche« (S. 747) ihrer Grundlage.

Der »Processus Curiensis de annis 1644 et 1645 super miraculis« führte zu einiger Ernüchterung: Die Kopfreliquie des Märtyrers wird den Blicken der Gläubigen entzogen, jegliche schriftliche und bildliche Kultwerbung wird eingestellt. Gemäß den Bestimmungen Urbans VIII. konnten die Bestrebungen zu einer Seligsprechung Fidelis' erst ab 1672 wieder aufgenommen werden (Kultphase II). Die treibende Kraft war nun der Kapuziner Lucianus Montifontanus, der mit einer beachtlichen Energie die strengen römischen Vorgaben

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:
10.11588/frrec.2017.4.43394

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)

1 Ferdinand Della Scala, Der heilige Fidelis von Sigmaringen. Erstlingsmartyrer des Kapuzinerordens und der Congregatio de propaganda fide, Mainz 1896.

zu erfüllen suchte und das Fidelisbild theologisch bearbeitete. Aus dem Märtyrerheros wird ein Missionar, dessen heiliges Sterben vorbildlich ist. Auf den »processus super non cultu« erging 1688 jedoch ein negativer Bescheid. Das Haupt musste jetzt sogar eingemauert werden. Der Fundamenteinwand gegen eine Seligsprechung war in der Folge vor allem das Fehlen von Augenzeugen für das Martyrium. Wohl und Wehe des Prozesses hingen aber auch von der politischen Großwetterlage zwischen der Casa d’Austria, Frankreich und Rom ab. Diese wurde mit der Wahl Innozenz’ XIII. für Habsburg so günstig, dass der Prozess 1722 wieder aufgenommen werden konnte und »im Sog des Nepomukprozesses« (S. 1008) ohne Widerstände abgeschlossen werden konnte.

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:
10.11588/frrec.2017.4.43394

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l’Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Ute Planert (ed.), Napoleon's Empire. European Politics in Global Perspective, Basingstoke, Hampshire (Palgrave Macmillan) 2016, XVIII–334 p., 4 maps (War, Culture, Society, 1750–1850), ISBN 978-1-137-45546-8, USD 79,99.

rezensiert von | compte rendu rédigé par

Michel Kerautret, Paris

Nous voici arrivés, au bout d'un quart de siècle, au terme du cycle de commémorations, ouvert en 1789 par le bicentenaire de la Révolution française. Depuis lors, au fil de toute une série de colloques, d'expositions et de publications en tous genres, on a pu suivre pas à pas le parcours qui avait conduit il y a deux siècles aux péripéties de la Révolution puis à l'avènement de Bonaparte, à son élévation à l'empire, à sa domination de l'Europe et finalement à sa chute. Après cet incroyable foisonnement, l'heure d'un premier bilan est arrivée, et la rencontre multinationale organisée par l'Institut historique allemand en 2012 en a donné l'occasion. Le présent volume reprend et complète les exposés présentés dans ce cadre.

Il s'agit ici non de l'ensemble de la période, mais du moment napoléonien, soit moins de quinze années, de 1800 à 1813/1814. Mais ces quinze années ont bouleversé le monde. En quoi, comment? Cela fut-il durable? Pour répondre à ces questions, la perspective est ici «globale» – essentiellement européenne en pratique –, mais non pas générale. Il ne s'agit pas de repenser la période dans son ensemble mais de chercher des réponses au cas par cas, de composer une sorte de mosaïque en mobilisant des historiens spécialistes, et le plus souvent natifs, des divers pays ou régions affectés. Pour comprendre les conséquences de l'irruption napoléonienne dans le cours des différentes histoires nationales, ils replacent évidemment celle-ci dans une durée plus longue, celle qui a précédé pour comprendre le terrain où elle s'inscrit, mais aussi celle qui a suivi, pour en mesurer les effets à long terme.

Le volume réunit au total 22 contributions. À l'exception de trois d'entre elles, l'introduction (claire et stimulante) d'Ute Planert, l'exposé général d'Annie Jourdan et la conclusion de Michael Broers, elles sont toutes consacrées à un pays ou à une région particulière. Par commodité, mais aussi parce que la distance au centre d'impulsion et les différences des histoires antérieures le justifient en partie, l'éditeur a regroupé ces nombreuses entités en quatre zones géographiques. Ce sont les quatre parties de l'ouvrage: le cœur de l'Empire (Belgique, Hollande, Allemagne, Italie); la zone ibéro-atlantique (Portugal, Espagne, Amérique latine et outre-mer français); l'Europe orientale et la Scandinavie (Russie, Pologne, Danemark, Norvège, Suède, Finlande); la Méditerranée orientale (Autriche, Slovénie, Dalmatie, Empire ottoman, Égypte). Il n'est pas surprenant que la France ne soit pas traitée pour elle-même, elle est de toute façon omniprésente par son action extérieure, et fait l'objet d'autre part de remarques très suggestives dans la conclusion de Michael Broers. On peut s'étonner en revanche de quelques absences, l'Angleterre au premier chef, mais aussi les États-Unis, la Prusse: peut-être les éditeurs ont-ils considéré que ces terrains avaient été suffisamment arpentés depuis longtemps, et qu'il ne s'agissait pas de faire une nouvelle encyclopédie¹. Il est vrai que la nouveauté des objets et des approches fournit déjà une matière substantielle.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

1 On peut compléter par Jean Tulard (dir.), L'Europe de Napoléon, Le Coteau 1989.

On apprécie notamment de voir figurer ici des pays périphériques ou de seconde catégorie en termes de puissance, tels que ceux qui composent la Scandinavie: la Suède ou le Danemark, qui avaient été des États puissants, mais subissaient désormais une histoire écrite ailleurs; ainsi que des régions non encore émancipées, simples objets d'échange entre les puissances: la Norvège transférée du Danemark à la Suède par la volonté des vainqueurs en 1814, la Finlande enlevée à la Suède par la Russie en 1808–1809 avec l'assentiment de Napoléon. Pour ces deux régions, dotées aussitôt de statuts relativement autonomes par leurs nouveaux maîtres, ces événements ouvriront la voie à l'affirmation nationale: très vite pour la Norvège qui se rebelle en 1814 et y gagne une constitution (Bard Frydenlund), progressivement pour la Finlande (Max Engman). Cela n'a été rendu possible que par l'affaiblissement inexorable du Danemark (Rasmus Glenthoj), pris en tenaille entre Napoléon et l'Angleterre, et définitivement privé de sa flotte par l'attaque britannique de 1807 qui parachève les effets de la bataille navale de Copenhague en 1801. Quant à la Suède, ennemie obstinée de Napoléon, elle est réduite à quia par l'alliance franco-russe de Tilsit qui lui coûte la Finlande (Martin Hardstedt). Gustave IV y perd son trône, mais l'histoire s'amuse: c'est un maréchal de Napoléon, choisi comme futur souverain pour se concilier le maître de l'Europe, qui la ramène dans le camp des alliés et lui apporte la Norvège en guise de compensation.

La Russie et la Pologne font évidemment l'objet de deux contributions importantes, à la mesure de ce qu'elles ont représenté pour l'histoire de la période: la relation avec la Russie et l'enjeu polonais ont été déterminants pour le destin de l'Empire napoléonien. Dans le cas de la Russie, Denis Sdvizkov s'intéresse surtout aux emprunts faits par l'empire russe à son homologue et concurrent de l'Ouest, en matière militaire, mais aussi dans des domaines aussi variés que le gouvernement (ministres, Conseil d'État, journal officiel), la codification, les ponts et chaussées, l'architecture urbaine ou l'éducation (création du Lycée en 1810). Du côté polonais, Jarosław Czubaty souligne, outre la modernisation juridique liée au Code civil, le grand élan moral suscité par l'action de Napoléon en faveur de la Pologne, en dépit des limites de celle-ci, et la persistance très vivace de ce souvenir comme ciment culturel et national tout au long du siècle suivant et jusqu'à aujourd'hui encore.

D'autres régions périphériques ont été concernées directement aussi par l'irruption de la grande histoire, du fait que les Français y sont intervenus et les ont occupées de façon plus ou moins durable. C'est le cas de l'Égypte, où Bonaparte est venu en personne en 1798, apportant la guerre et la modernité tout à la fois (Jean-Marcel Humbert). L'Égypte moderne, initiée par Mehemet Ali à partir de 1805, prend-elle sa source dans l'occupation française, pourtant brève, à peine deux ans et demi, ou faut-il inscrire le processus dans une plus longue durée? Les historiens demeurent partagés.

Quant à l'Empire ottoman, allié traditionnel des rois de France, il se retrouve dans le camp adverse sans l'avoir voulu, et doit s'allier malgré lui à la Russie et à l'Angleterre (Virginia Aksan). La modernisation avait commencé avec le soutien de la France au temps de Vergennes et de Louis XVI, elle continuera sous le règne de Mahmoud II (1808–1839). Entre-temps, Selim III (1787–1807) avait été confronté à des tensions trop fortes pour son État en pleine crise, écartelé à l'intérieur par des forces centrifuges, d'Ali Pacha en Albanie aux mameluks d'Égypte en passant par le wahabisme en Arabie, et menacé de l'extérieur par la puissance russe sur le Danube et les prétentions françaises du côté de l'Égypte et de l'Adriatique, constamment exposé enfin aux menaces de la Royal Navy. Selim avait renoué l'alliance française en 1806 et repoussé une attaque anglaise sur Istanbul mais il perdit son trône suite à une révolution de palais. Son successeur continua la modernisation et trouva

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:
10.11588/frrec.2017.4.43395

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)

dans la faiblesse même de son empire le meilleur argument pour sa préservation face à la rivalité des puissances continentales: l'arrivée de l'Angleterre en Méditerranée orientale, conséquence directe de l'intervention française en Égypte, lui procura en effet, tout au long du siècle, un allié attaché à la préservation du statu quo.

La partie du livre consacrée à la Méditerranée orientale inclut aussi des chapitres sur l'Autriche (Martin Schennach), la Slovénie (Peter Vodopivec) et la Dalmatie (Marko Trogrlić et Josip Vrandečić): d'un côté l'une des grandes puissances continentales, la plus obstinée à combattre la France révolutionnaire et napoléonienne; de l'autre, deux régions riveraines de l'Adriatique, de tradition mi-vénitienne, mi-autrichienne, qui sont devenues tardivement des nations à part entière (la seconde dans le cadre croate) et sont aujourd'hui des États membres de l'Union européenne. Le destin de l'Autriche a basculé radicalement au terme de la période: elle n'a certes pas encore cessé tout à fait d'être une puissance allemande, mais le Saint-Empire n'existant plus, elle a perdu un important levier d'influence, renoncé de surcroît à ses possessions de Souabe, redéployant son territoire hors des limites de l'Allemagne, en Italie du nord et sur la rive droite de l'Adriatique. Elle succède là directement à l'Empire français, qui avait placé sous sa domination immédiate une marche frontière, baptisée du nom de «provinces illyriennes». Ces provinces, partagées aujourd'hui entre la Slovénie et la Croatie, n'ont été françaises stricto sensu que pendant quatre ans, de 1809 à 1813, mais le littoral istrio-dalmate avait connu depuis 1806, au sein du royaume d'Italie, une administration napoléonienne. Ces années vite enfuies n'ont assurément pas permis de tout refonder mais elles ont engendré des mythes assez forts pour nourrir le sentiment national au XIX^e siècle et préserver une mémoire très positive de Napoléon, dont on rencontre aujourd'hui encore une statue au centre de Ljubljana (capitale des Provinces illyriennes sous le nom de Laybach).

À l'extrémité opposée de l'Europe, aux rivages de l'Atlantique, deux nations sont revenues brutalement dans l'histoire, dont un long sommeil semblait les avoir sorties: l'Espagne et le Portugal. S'agissant de ce dernier, Lúcia Maria Bastos Pereira das Neves souligne le tournant capital qu'a représenté le départ de Lisbonne du prince régent et de la cour, et de leur installation durable au Brésil. Elle montre aussi qu'au moins dans les premiers temps de l'occupation française, une partie des élites, y compris religieuses, ont cherché à coopérer, à la différence des classes populaires. Par la suite, les malheurs de la guerre et la présence des Britanniques ont effacé les nuances. Du côté espagnol, Jean-René Aymes rappelle les conséquences dramatiques de la guerre et de la guérilla: pour la démographie et l'économie espagnoles; mais aussi pour l'unité du pays, partagé entre une population terrorisée par les violences des deux camps, et des élites éclairées, mais elles-mêmes déchirées entre les «patriotes» de Cadix et les joséphistes. Tout un réservoir de haines et de malentendus qui, aggravé par la mesquinerie du Bourbon restauré, se déversera encore longtemps sur la nation espagnole.

Dans l'immédiat, l'Amérique hispanique, coupée de la métropole et ouverte au commerce britannique, découvre de nouvelles perspectives (Stefan Rinke). Bonaparte servira de modèle à certains *libertadores*, Bolivar notamment, il servira de repoussoir à d'autres élites créoles, mais son intervention en Espagne aura ouvert objectivement la voie des indépendances aux anciennes colonies: elles seront acquises en moins de deux décennies. Le bilan est beaucoup moins positif dans les colonies françaises, à en croire Bernard Gainot: on assiste là non seulement au désastre moral du rétablissement de l'esclavage et au désastre militaire de l'expédition manquée de Saint-Domingue, mais à une régression générale de la condition des noirs (y compris les affranchis),

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:
10.11588/frrec.2017.4.43395

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

par rapport à ce qui prévalait avant la Révolution. La conquête des colonies françaises des Caraïbes et de l'océan Indien par les Anglais, acquise en 1810, s'expliquerait en partie par le refus des colons blancs de mobiliser les noirs pour les défendre.

Reste enfin le cœur de l'Empire. Brecht Deseure et Emmanuel Berger font le bilan des dernières recherches concernant les «neuf départements réunis» de la Belgique, demeurés français pendant vingt ans, et affectés en profondeur par la mise en place de nouvelles institutions administratives et judiciaires. La prospérité aidant, grâce à la réouverture de l'Escaut notamment, l'opinion est globalement favorable au régime en dépit de la conscription, mais elle s'accommodera de sa chute. La Hollande est beaucoup plus rétive selon Johan Joor. Alliée à la France depuis la création de la République batave en 1795, elle devient royaume, pour la première fois de son histoire, en 1806, sous le sceptre de Louis Bonaparte, qui établit sa capitale à Amsterdam en 1808 et opère des réformes administratives de type français, supprimant notamment les anciennes provinces et ouvrant la voie à une centralisation conservée après 1814. Les tensions entre Louis et son frère, qui admet mal les atténuations aux règles du blocus, conduisent néanmoins à une annexion à l'Empire de 1810 à 1813, dans le cadre d'un «gouvernement général» confié à Lebrun. Napoléon visite le territoire en 1811 et n'y est pas mal accueilli mais sa défaite à Leipzig en 1813 entraîne une insurrection générale. Armin Owzar examine enfin le cas de l'Allemagne, qui a fait l'objet d'une véritable révolution historiographique depuis un demi-siècle. Aucun historien ne conteste désormais l'axiome célèbre de Thomas Nipperdey: «Am Anfang war Napoleon». Le paradigme nationaliste a complètement disparu pour interpréter l'histoire des guerres de la liberté (ou de libération) et nul ne songe plus à nier l'apport gigantesque de l'intervention napoléonienne à la modernisation de l'Allemagne (fût-elle défensive dans le cas de la Prusse).

Tout au long de ces petites monographies, on voit émerger, non sans une certaine surprise, un véritable consensus quant au bilan de l'intervention napoléonienne dans le cours de l'histoire. Même si l'on continue de rappeler qu'il existe partout un coût en termes de souffrances humaines, cela est plus que balancé par la colonne des avantages en termes de modernisation. L'activisme de Napoléon n'a pas servi qu'à l'édification d'un empire éphémère par la force des armes. Il a obstinément réformé en tous lieux, au nom d'un universalisme démiurgique que d'aucuns peuvent juger naïf, voire contraire aux intérêts de la France, qui rompait en tout cas avec la tradition de l'Ancien Régime. En dépit de nuances locales tenant à la connaissance inégale que l'on avait en France des diverses sociétés européennes, Michael Broers reconnaît là un projet «cicéronien»: l'impérialisme est aussi un humanisme! Voilà le principal acquis de l'historiographie de ce dernier quart de siècle, parfaitement en phase avec ce moment de réunification européenne que nous avons connu dans le même temps.

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:
10.11588/frrec.2017.4.43395

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Tom Scott, *The Swiss and Their Neighbours, 1460–1560. Between Accommodation and Aggression*, Oxford (Oxford University Press) 2017, XV–219 p., ISBN 978-0-19-872527-5, GBP 55,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par

Andreas Würgler, Genf

Der britische Historiker Tom Scott, Spezialist für den Südwesten des Reiches zur Zeit von Reformation und Bauernkrieg, wendet sich erstmals explizit der Eidgenossenschaft und deren Verhältnis zu den Nachbarn zwischen 1460 und 1560 zu. Er konzentriert sich dabei auf zwei regionale Fallstudien, auf die Habsburger im Nordosten und die Savoyer im Südwesten.

Die eidgenössische Expansion im Nordosten gegen die Habsburger (Kapitel 1–12) stellt Scott weniger als Folge einer einheitlichen Politik, denn als Resultat unterschiedlicher Bestrebungen und Zufälle dar. Die Zusammenarbeit der sieben Kantone im 1460 eroberten habsburgischen Thurgau gestaltete sich nicht nur schwierig, weil viele Herrschaftsträger (der Bischof von Konstanz und der Abt von St. Gallen, die Städte Konstanz, Zürich, St. Gallen und einzelne Bürger und süddeutsche Adelige) ihre Rechte behielten, sondern auch aufgrund der Uneinigkeit der Eidgenossen. Die vielen Konflikte komplizierten sich dadurch, dass umgekehrt eidgenössische Städte und Herren über Rechte und Einkünfte nördlich des Rheins verfügten. Diese Gemengelage blieb auch nach dem mit dem Basler Frieden (1499) beendeten Schwabenkrieg, der in Schwaben Schweizerkrieg heißt, bestehen.

Und trotzdem machte, wie Scott unterstreicht, die zuvor typische *aggression* nun einer *accommodation* (Übereinkunft) Platz. Zu weiteren Kriegen in Form von Raubzügen, Scharmützeln und Belagerungen zwischen den Eidgenossen, Habsburg und dem süddeutschen Adel kam es nicht mehr – und dies trotz risikoreicher Situationen wie dem Bauernkrieg 1524–1526, der Reformation, der Unterwerfung von Konstanz durch den Kaiser (1548) oder der Vertreibung und Rückkehr des mit den Eidgenossen verbündeten Herzogs Ulrich von Württemberg (1519–1534).

Für das Verhältnis zu Savoyen, Scotts zweitem Beispiel (Kapitel 13–29), passt der Titel »Accommodation« allerdings vor dem 17. Jahrhundert gar nicht. Über vielfältige Burgrechte pflegten etwa Bern und Fribourg seit dem 13. Jahrhundert mit einzelnen Städtchen oder Herren in der weitgehend savoyischen heutigen Westschweiz, aber auch mit dem Herzog von Savoyen selbst engere Kontakte. Waren die Eidgenossen ursprünglich vor allem am Salz der Franche Comté interessiert, so verschob sich der Fokus aufgrund des Erwerbs gemeiner Herrschaften in der Waadt im Gefolge der Burgunderkriege (1474–1477) und infolge der Neutralisierung der seit 1493 habsburgischen Freigrafschaft 1511/1512 nach Süden, wie die neuen Burgrechte mit den Städten Genf und Lausanne (1519–1526) zeigten.

Die letztlich durch die »Eroberung« der Waadt 1536 erfolgte Westausdehnung analysiert Scott auf mehreren Ebenen. Die ehemals savoyische Stadt Fribourg suchte primär einen Zugang zum Genfer See bei Vevey, war aber seit der Hinwendung Genfs zur Reformation nicht mehr am Schutz der Rhonestadt interessiert (Aufgabe des Burgrechts 1534), auch weil die zahlreichen Genfer Bürger mit Burgrecht in Fribourg katholisch blieben. Bern dagegen wolle die alten Beziehungen zu Savoyen nicht leichtfertig gefährden. Als eine Aktion der reformatorischen Solidarität mit Genf will Scott den Feldzug nicht



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0/)

sehen, denn die Berner behandelten Genf in Sachen Brandschatzzahlungen wesentlich unnachgiebiger als Savoyen. Zudem spricht die (nachträgliche) Teilnahme Fribourgs und des Wallis – beide katholisch – gegen das konfessionelle Argument. Berns Hauptgrund für den Feldzug sei es vielmehr gewesen, Genf vor dem französischen König zu schützen, der sich gerade anschickte, Savoyen zu erobern. Insofern nutzte die Aarestadt einen für sie günstigen Moment in der langen Auseinandersetzung zwischen den Valois und den Habsburgern um Italien (1494–1559), um ein Gebiet an sich zu ziehen, das sie seit den Burgunderkriegen immer wieder durch Schutzgeldzahlungen ausgebeutet hatte. Nach den vielen Kriegs- und Raubzügen savoyischer und waadtländischer Adelige, französischer und italienischer Söldner war die Waadt beim Eintreffen der Besatzer eine ausgeplünderte Landschaft.

Auf knapp 180 Seiten liefert Scott klassische Politik- und Diplomatiegeschichte, die sich vor allem auf eine akribische Lektüre von Verhandlungsakten, Verträgen, Burgrechten und Briefen stützt. Neben den gedruckten Quellen zum savoyischen Staat und vielen edierten Korrespondenzen wertet er insbesondere die Eidgenössischen Abschiede aus, ohne allerdings auf die in den letzten Jahren wiederholt diskutierte quellenkritischen Mängel dieser »Edition« einzugehen; ergänzend zieht er ausgiebig Archivalien aus den Staatsarchiven Bern, Fribourg, Solothurn und Zürich sowie aus Archiven in Karlsruhe, Konstanz und Rottweil heran. Wenn der Band trotz der traditionellen Thematik, Methode und Quellenbasis einen frischen Zugang vermittelt, dann aufgrund des gradlinigen und metaphorreichen Erzählstils, der Sensibilität für wirtschaftliche Faktoren und des eigenwilligen geografischen Zugangs: er lässt die in der Historiografie so dominanten Italienzüge weitgehend aus. Dementsprechend zeigen die Karten entweder die Ostschweiz bis zur Reuß (S. 8, 14) oder die Westschweiz bis zur Aare (S. 63, 70, 82).

Insgesamt versteht es Scott sehr gut, aus bekannten Quellen und Fragestellungen (territoriale Expansion, Grenzziehung, Staatsbildung) auch ohne theoretischen Ballast neue Funken zu schlagen. Dies gelingt ihm dank seiner umsichtigen Analyse der Vorgänge aus den Perspektiven der verschiedenen Akteure, dank seinem großen Wissen über politische Konstellationen und – historisch immer offene – Entwicklungen auf verschiedenen Ebenen (Europa, Eidgenossenschaft, lokale Herrschaftsträger) sowie dank einer klugen Gewichtung der Rolle der Reformation und der Konfessionalisierung.

Natürlich kann man fragen, ob der Autor nicht vielleicht die allgemeine Bedeutung der italienischen Kriege für diese Zeit oder des (völlig unterschlagenen) Dijonerzuges 1513 bei der Diskussion um Neuchâtel unterschätzt (S. 96–99). In der reichhaltigen Bibliografie mit Titeln in deutscher, französischer, englischer und italienischer Sprache finden sich auffällige Lücken: So führt etwa das Fehlen der neuen Gesamtdarstellungen zur Schweizer Geschichte der letzten Dekade¹ zu einem antiquierten Bild der Forschungslage.

Auch für Scott ist die Eidgenossenschaft nicht entlang einer republikanischen Theorie entstanden, sondern vielmehr durch Pragmatismus und Flexibilität zu einem politischen System (*polity*), aber nicht zu einem Staat geworden (S. 175). Den Effekt der Burgunderkriege sieht er in der Herausbildung einer »kollektiven Identität« der Eidgenossen, die sich aber lediglich in patriotischen Narrativen, nicht jedoch im Entstehen von Institutionen manifes-

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:
10.11588/frrec.2017.4.43397

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand

1 François Walter, *Histoire de la Suisse. L'invention d'une Confédération (XV^e–XVI^e siècles)*, Neuchâtel 2009; Thomas Maissen, *Geschichte der Schweiz*, Baden 2010 [52015]; Clive H. Church, Randolph C. Head, *A Concise History of Switzerland*, Cambridge 2013; Georg Kreis (Hg.), *Die Geschichte der Schweiz*, Basel 2014.



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

tiere (S. 177). Hier übersieht Scott allerdings Resultate neuerer Forschungen² und damit zum Beispiel auch, dass sich genau während und aufgrund dieser Kriege die Tagsatzung seit den 1470er Jahren zu der wichtigsten und aktivsten Institution der Eidgenossenschaft verfestigte. Scotts Urteil überrascht umso mehr, als es wohl nur wenige Bücher gibt, die öfter Tagsatzungsabschiede zitieren als »The Swiss and their Neighbours«.

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire
(1500–1815)

DOI:

10.11588/frrec.2017.4.43397

Seite | page 3

- 2 Valentin Groebner, *Gefährliche Geschenke. Ritual, Politik und die Sprache der Korruption in der Eidgenossenschaft im späten Mittelalter und am Beginn der Neuzeit*, Konstanz 2000; Michael Jucker, *Gesandte, Schreiber, Akten. Politische Kommunikation auf eidgenössischen Tagsatzungen im Spätmittelalter*, Zürich 2004; [Andreas Würzler, Die Tagsatzung der Eidgenossen. Politik, Kommunikation und Symbolik einer repräsentativen Institution im europäischen Kontext 1470–1798](#), Epfendorf 2013; Bruno Meier, *Von Morgarten bis Marignano. Was wir über die Entstehung der Eidgenossenschaft wissen*, Baden 2015.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](#)